



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreimddreißigster Jahrgang.

N^o 5.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Hochstapler.

Roman
von

Hans Wachenhusen.

VI.

Der Virgilio suchte das hohe Meer, obgleich Wolf unschlüssig, ob es nicht besser, zunächst das britische Gewässer zu erreichen.

Lange stand er auf der Schiffbrücke, zurückschauend, bis ihm die Küste Malagos verschwand. Er hatte den Kapitän keines Wortes der Erklärung gewürdigt. Die Sache ging ihm stark durch den Kopf. Jetzt, da er zur Ruhe gekommen, machte er in sich die Entdeckung, daß er ein mächtiges Interesse für seinen Schützling empfinde.

„Alles, was sie begehrt, soll geschehen!“ rief er für sich, als er mit unruhigen Schritten das Deck maß. „Ich habe mich zu ihrem Schutzherrn gemacht und sie soll es nicht bereuen! Ich führe sie zu ihrer Schwester, zunächst nach Marseille und dann . . .“ Aber auch der Gedanke beunruhigte ihn. „Ich will mit ihr sprechen; sie soll sich nur erst von ihrer Angst erholen, denn sie hat was ausgestanden!“

Er machte sich zu schaffen, blickte nach dem Kompaß, nach dem Wetter, und setzte wieder seine Promenade fort.

Inzwischen saß Lucy, sich selbst überlassend, in dem eleganten Schiffsalon. Sie hatte keinen Sinn für diese Umgebung. Ihr Herz jagte in angstvollen Schlägen, die ganze Verantwortlichkeit vor ihr selbst und ihrer Zukunft wälzte sich mit so schwerer Last auf dieses Herz. Eine Rückkehr war unmöglich, und was mochte ihrer in dem fremden Lande warten!

Von Unruhe gefoltert, geängstigt durch das Alleinsein, trat sie an das Fenster. Eine Waise war sie, die draußen ihre Zuflucht suchte, aber diese Ufer waren der Schauplatz ihrer Kinderspiele gewesen, und ihre Augen füllten sich doch mit Thränen, als sie die letzten Konturen der heimischen Berge in Nebel verschwimmen sah . . . Welchem — und ob besserem Schicksal ging sie entgegen?

Eine Botschaft Wolf's erschreckte sie. Derselbe ließ um die Erlaubniß bitten, ein bescheidenes Diner zu serviren.

Schweigend, sich ihrer Thränen schämend, zog sie sich in ein offenes Kabinet neben dem Salon zurück.

Und wieder sandte Wolf, ob sie gestatte, daß er das Diner mit ihr theile. Sie trat heraus und sah die Tafel mit kostbarem Porzellan und geschliffenen Krystallflaschen garnirt; eine Schale mit ausgeluchten Früchten krönte die Tafel, denn Wolf führte noch immer eine vorzügliche Küche an Bord.



Eine Wasserpartie.

Als er eintrat, wich sie scheu vor ihm zurück und wagte nicht, beschämt, ihn anzuschauen. Sie war bleich; er sah die Spuren ihrer Thränen und schritt auf sie zu. Mit gesenkten Wimpern überließ sie ihm die zitternde kleine Hand. Und jetzt erst hatte er Muth, ihr ruhig, unter so ganz veränderten Umständen, in das liebliche Antlitz zu blicken.

Er war kein Mann weichen Gefühls; die Entschlossenheit, mit welcher sie ihn in dieses Abenteuer geführt, hatte ihn jetzt einen andern Empfang erwarten lassen. Und doch brachte er keinen Vorwurf über die Lippen. Sie war ja ein Weib und gab sich als solches.

„Sie werden einer Stärkung bedürfen,“ sagte er, sie zur Tafel führend. „Leider vermag ich nur Schiffmannskost zu bieten... Ich bitte...“

Der Klang seiner Stimme schien ihr einige Ruhe zuzugeben. Wolf kannte den weichen Ton nicht, in welchem man zu Frauen redet, aber in seinem Organ lag Wärme und er sprach mit dem ernststen Ton des Mannes. Kein Blick von ihm verließ auch jetzt ihr weibliches Gefühl und das gab ihr den Muth zurück.

„In wie viel Tagen werde ich Deutschland erreichen?“ fragte sie aufschauend.

„Das hängt von den Umständen ab, Donna Luz!“ antwortete er lächelnd.

„Nennen Sie mich Luz; ich höre es lieber.“

„Wir müssen einstweilen die Höhe suchen. Bleibt das Wetter ruhig, so steuern wir auf Marseille. Einstweilen bedürfen Sie der Stärkung und der Ruhe!“

Schweigend folgte Luz seiner Einladung; aber sie nippte nur von den Speisen. Sie fühlte, wie zuweilen Wolf's Blick auf ihrer Wange brannte, und wechselte vor Scham schnell die Farbe.

Auch das Sinken der Sonne beunruhigte sie heimlich... Allein unter diesen Männern und mit dem Bewußtsein einer Heimatsflüchtigen! Die Meerenge war schon wiederholt der Schauplatz von Gewaltthatigkeiten gewesen; — sie war unter dem Eindruck von deren Erzählung aufgewachsen. Und jetzt sprach Wolf ein Wort aus, das sie schwer berührte.

„Sie fühlen Neue, Luz?“ fragte er in fast spottendem Ton. „Es ist noch Zeit! Auf Ihren Befehl wird das Schiff landen, wo Sie wünschen.“

Luz hob die Stirn. Ihr Stolz war verletzt; sie riß die Mantille vom Haupt, daß das Haar ihre Schläfen umspielte, und warf sie von sich.

„Sahen Sie mich bereuen in der Nacht, als ich Don Armero verlassen?“ rief sie sich erhebend und mit dem Ausdruck des Unwillens. „Diese Stunde wäre ohne meine Flucht die demüthigendste, verhängnißvollste meines Lebens, denn der Mann, dem man mich verlobte, erwartet uns in Malaga. Ich hatte mir geschworen, nie seine Schwelle als sein Weib zu betreten, und der Himmel, zu dem ich um Hülfe gebetet, sankte mir Sie! Vollenden Sie jetzt Ihr Rettungswerk, aber verspotten Sie nicht eine Unglückliche, die wie ein geklecktes Wild sich in Ihre Arme gestürzt!“

Sie wandte sich ab und führte das Taschentuch an die Stirn. Wolf, den ihr Ton, ihre Miene tief ergriffen, trat zu ihr und legte ihr schonend die Hände auf die Schultern.

„Luz,“ sagte er, „blicken Sie mich an! Sehe ich aus, als verspottete ich Sie? Ich bin nicht gewohnt, mit Frauen zu verkehren, mein Wesen ist rau und ungeschult, aber ich schwöre Ihnen, als Sie in der verwirrenen Nacht sich so ängstlich an mich schmiegt, als ich Ihr Herz an dem meinigen schlagen hörte...“

Er unterbrach sich, erröthend über seine Rede. Ihm erschien albern, was er zu sprechen im Begriff. Sie war schön, wie sie vor ihm stand; ihre letzten Worte hatten ihm das Herz warm gemacht, denn ihr Muth imponirte ihm, aber was sollte ihm ein Weib!

Verlegen über sich selbst und sie, erschreckend durch sein ungereimtes Wesen, schloß er die Augen.

„Wenn Ihre Abneigung gegen den Dheim noch dieselbe ist, seit Sie seiner Autorität entronnen, so dürfen Sie sich Glück wünschen. Er war hart auf unseren Fersen und erreichte den Kai eben, als wir das Ufer verließen.“

Luz erschrak.

„O, Sie wissen nicht, wie viel Ursache ich habe, ihn zu verabscheuen! Sein Haus war in den letzten Monaten der Sammelpunkt von rohen, gewissenlosen Menschen geworden. Ich, die ich die Dame dieses Hauses spielen mußte, sah mich zum Gegenstand ihrer Galanterieen werden; der Gewinn, die Habgier hatten eine so intime Gemeinschaft zwischen dem Dheim und seinen Helfern gestiftet, die zum Theil durch ihr abscheuliches Handwerk aus dem Abschaum des Volkes in die Gesellschaft heraufgestiegen, und wenn sie unter sich, unter des Dheims verschwiegene Dache waren, ihre Natur nicht verleugneten. Die Navaja, das spanische Messer, selbst spielte wohl ihre Rolle bei Vertheilung des Gewinns, ehe ich mit Grauen mich zu flüchten im Stande war. Don Guino war die schwarze Seele dieser Handelsgesellschaft, von der Sie unterwegs in der Posada eine Probe sahen... Lieber das Grab als dieß!“

Wolf hatte ihr mit steigender Theilnahme zugehört, als ihn plötzlich eine schnelle Abweichung des Schiffes von seinem Kurs, zugleich ein ungewöhnliches Geräusch auf dem Deck überraschte. Er vernahm die Stimme des Kapitäns durch das Sprachrohr: „Eccellenza!“

Betroffen wandte er sich zur Thür und eilte die kleine Treppe hinauf.

„Was gibt's?“ fragte er, das Oberdeck ersteigend.

„Eccellenza, es ist mir kein Zweifel mehr, daß das Zollschiß da auf uns Jagd macht. Es verfolgt uns und gewinnt über uns; ich wage nicht, noch mehr Dampf...“

Wolf nahm das Fernrohr. Ein Hafendampfer mit spitzen, die Wellen scharf durchschneidendem Bug schien in der That den Virgilio zu verfolgen und zog eben eine Signalfackel auf, als man von seinem Bord Wolf mit dem Rohr beobachteten mochte.

Dieser erblaßte einen Moment; er stieß einen Fluch aus; die Adern an seinen Schläfen schwellten.

„Ich habe bereits den Kurs scharf auf Gibraltar genommen, wo wir vor ihm in britischem Wasser geborgen sein werden.“

„Dampf! Mehr Dampf!“ rief Wolf, aufgebracht durch den Gedanken, daß man ihn zu verfolgen wage.

„Eccellenza, meine Instruktionen zwingen mich, dem Signal der Regierungsfackel zu gehorchen, so lange wir in spanischem Wasser sind.“

„Mehr Dampf!“ wiederholte Wolf, mit dem Fuß stampfend.

„Es wird Abend und ich fürchte das Kap vor Estepona oder Caletta! Es sind böse Stellen, und die Wellen, die da im Süden über den Atlas steigen...“

„Zum Teufel, Sie werden nicht verlangen, daß ich diesen elenden Zöllnern parire! Wann können wir Gibraltar erreichen?“

„Es wird Nacht werden, Eccellenza!“

„Vorwärts denn in des Teufels Namen!“

Der Kapitän gab kleinmüthig seine Ordre. Hoch aufgerichtet stand Wolf auf der Kommandobrücke, durch das Fernrohr seinen Verfolger beobachtend. Dunkler legte sich der Abend über das Wasser, wie eine schwarze Kiesenwand tauchten die Höhen der Sierra de Ronda an der Steuerbordseite wieder auf, wachsend, sich mit den Nebeln auf ihren Rücken vereinigend.

Der Kapitän, der beste Kamerad, so lange die Fahrten des Virgilio ihm die sorglosesten Tage bereitet, hatte den Humor verloren, als er sich in einen Konflikt mit der spanischen Behörde gedrängt sah; er fürchtete eine Beschlagnahme des Schiffes und damit seine Entlassung.

„Eccellenza!“ sagte er, zu Wolf zurückkehrend mit finsterner Stirn, „ich habe keine Ursache und keine Berechtigung, mich dem Befehl der Zollbehörde zu entziehen; ich kenne auch die Küste hier nicht genügend und darf nicht Schiff und Mannschaft in Gefahr bringen!“

Wolf hörte ihn nicht. Er verließ ihn und trat zum Steuerrad. Seine Börse den auch schon kopfscheu gewordenen Matrosen hinwerfend und dem Steuermann ein Wort zureufend, stellte er sich neben diesen und gab seine Befehle.

Der Virgilio schoß dahin; das Wasser schäumte wild auf an seinem Bug, der zischend die Wellen zerteilte. Scharf blies plötzlich der Wind von Süden, von der afrikanischen Küste, seine verjüngende Glut mit dem Qualm des Schloßes mischend, den er über das Deck wirbelte, und die Nacht sank erschreckend schnell herab.

Die Mannschaft arbeitete mit bestem Willen, der Kapitän gebot vergeblich, von der Küste abzuhalten; schweigend und finstern stand der Steuermann am Ruder.

Wolf's Augen verließen nicht die beiden schwankenden Lichtpunkte, die näher und näher kamen und jetzt zeitweise durch den Qualm des Virgilio verdeckt wurden. Dann plötzlich sah er, wie sein Verfolger vom Kurs abwich, als fürchte er diesen. Aber wiederum näherten sich die Lichter; das Zollschiß schien einen Bogen zu machen, um dem Virgilio die Richtung abzuschneiden.

Wolf, erhit, durch die Hartnäckigkeit der Verfolgung auf's Höchste gereizt, kannte keine Ueberlegung. Sein Schiff fuhr unter italienischer Flagge, keine Zollbehörde hatte seiner Meinung nach das Recht, ihn anzuweisen; aber er errieth, daß es auf den schönen Flüchtling gemünzt war, und wehe dem, der es wagen wollte, ihm diesen abzujaßen.

Dunkler ward die Nacht; die Schiffswände ächzten; der Virgilio verfolgte seinen Kurs, aber er verlor vor seinen Verfolgern. Und jetzt plötzlich dröhnte ein Kanonenschuß durch das Pfeifen und Heulen des wachsenden Sturms. Die Lichter tauchten näher auf; fluchende Stimmen schallten über das Verdeck.

Wolf stand regungslos auf seinem Posten. Der Sturm hatte ihm den Hut fortgerissen und jagte ihm das Haar um die Stirn, der Regen peitschte ihm heiß das Gesicht; aber das war nicht sein erster Kampf mit dem Element; jener im Golfe von Lyon, dem er vor wenigen Tagen erst die Spitze geboten, war heftiger gewesen. Nur die Nacht, die schwarze Nacht und die Unsicherheit der Küste gerade hier an der Spitze Europas!

Unverwandelt zurückblickend, das ferne, dumpfe Tosen der Brandung nicht achtend, das zuweilen warnend an sein Ohr schlug, wenn der Sturm, zu neuem Anprall seine Kräfte sammelnd, für Momente nachließ, fühlte er sich plötzlich von zwei Armen umschlungen.

Luz war es, die, als sie den Schuß gehört, in Todesangst das Verdeck erreicht, Wolf's hohe Gestalt entdeckt, wie sie sich von den weißen Kaminen der Wellen abzeichnete, die Stufen zum Steuerrad erklimmen hatte und sich zitternd an ihn hängte.

„Wir sind verloren! Ihr Heiligen, schützt uns!“ fluchte

sie, sich mit Verzweiflung an die hohe Mannesgestalt klammernd.

„Weiber gehören nicht hierher!“ donnerte Wolf, sie in seinen Arm und vom Boden hebend. „Bringt sie hinab!“ rief er der unten auf dem Verdeck mit Schweiß bedeckten Mannschaft zu.

Aber Niemand hörte ihn, und in dem Moment machte der Virgilio eine jähe Senkung nach vorn; sein Bug tauchte tief unter, eine Welle ging über die Regelingen, über das Deck dahin tobend.

Wolf, sich mit der andern Hand an das Eisengitter klammernd, ließ seine Last auf den Boden gleiten; betäubt, kraftlos hing Luz an ihm, kein Angstschrei mehr entfloß ihren Lippen. Die Welle war unter heulendem Getöse der Windesbraut auch über sie dahingestürzt, hatte ihr Haar aus den Banden gelöst und es naß über Stirn und Schultern geworfen.

Und jetzt hob sich das Schiff wieder, es war, als sehe es über ein Hinderniß hinweg. Von zwei Wogen in beiden Flanken erfasst, bäumte es sich ächzend auf und schoß dann wieder in der Tiefe vorwärts. Die Wellen rasten immer von Neuem über das Deck, der Schaum spritzte über den Schlot hinweg und mit dumpfem Getöse schlug dieser unter dem Donnern des Sturmes auf die Bordwand des Schiffes.

Minuten verstrichen; unüberdringlich war die Finsterniß. Kein Laut von menschlichen Stimmen drang mehr durch das wüthende Orchester des Orkans.

Wolf, dem die Glut des letzteren den Athem erstickte, hielt sich noch aufrecht; er empfand kaum mehr die krampfhaften Umschlungen von Luz's Armen. Vergeblich suchte er die Nacht zu durchdringen; wie hohe bewegliche Wände bäumten sich die Wogen um ihn. Und jetzt schlug auch ihn das Entsetzen: er sah den Steuermann nicht mehr am Ruder; die Welle hatte ihn fortgespült, und frachend rasselte die Steuerkette hin und her. Nur Eins noch war er zu unterscheiden im Stande: auf der Kommandobrücke hing eine Gestalt, an das eiserne Geländer geklammert — der Kapitän, dessen Befehle vor dem Toben des Sturmes Niemand mehr vernahm.

Wolf, vielleicht der Einzige, der noch aufrecht, suchte sich des Steuerrades zu bemächtigen; er klammerte sich an dasselbe; aber es gehorchte seinen muskulösen Armen nicht mehr; das Fahrzeug war ein willenloses Spiel des Sturmes geworden, der von Süden herüberstürzte und, wie zurückgeworfen, von Norden mit verdoppelter Gewalt die Wellen aufstürzte.

Mit einem Fluch auf den Lippen sah er das Schiff als eine rettungslose Beute des Orkans. Auch er hatte die Richtung verloren, aber sein Blut erstarrte inmitten des Samums, als ein dumpfes, schauerliches Dröhnen sich in den Lärm des Sturmes und der Wogen mischte. Das Schiff trieb an die Küste, es legte sich zur Seite, ward von einer Welle wieder aufgerichtet, aber von einer andern entgegengesetzten ergriffen, und jetzt kam ein furchtbar schriller, pfeifender Ton. Ein Windstoß hob das Fahrzeug am Spiegel hoch über die Welle, der Vorderrheil stieß auf eine Sandbank, und sich tief in dieselbe eingrübend, barsten die Rippen. Das Wasser stürzte sich in den Schiffsraum und wühlte sich in den Rumpf, die Planken mit Getöse auseinander treibend. Welle stürzte sich über Welle, und wenige Sekunden später trieben die Bruchstücke des Virgilio auf dem Schaum ihrer Kämme.

Das war das Finale des Orkans. Einige heftige Windstöße noch, dann jagte der Wolkenwust, zerrissen, in langen, weiß gesäumten Fegen, am Himmel, und der Mond blickte wie das intermittirende Licht eines Leuchthurms auf die noch wild bewegte See, die ihre ungeheuren Massen zwischen den Felsen Ceutas und der Punta de Europa in die Meerenge wälzte. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Englische Rosenköniginnen.

Von

Leopold Katscher.

(Nachdruck verboten.)

Es war schon oft zu lesen, daß in einigen Gegenden Frankreichs die Sitte der „Kosiere“ herrscht. An einem Sommertage, während der Rosenzeit, wird ein tugendhaftes Mädchen im Beisein der Lokalbehörden, der Gendarmerie und des ganzen Dorfes zur Rosenkönigin des Jahres gekrönt. Großes Gewicht wird bei der Wahl der Glücklichen auf Fleiß gelegt, namentlich falls sich dieser in der Erhaltung transler oder arbeitsfähiger Eltern betheiliget. Sehr oft folgt der Ceremonie eine „Kirmes“ oder „Kirmes“ zur Belustigung des Publikums. Im Uebrigen ist die Kosiere, wie gesagt, schon oft genug geschildert worden, um uns des Eingehens in Einzelheiten zu enthalten.

Dafür wollen wir mehr von einer ähnlichen Gebräuchlichkeit sprechen, deren sich die Hauptstadt des britischen Reichs erfreut, ohne daß unser Wissen im Auslande Näheres darüber bekannt wäre. Es dürfte wohl nur den allerwenigsten unserer Leserinnen zu Ohren gekommen sein, daß seit einiger Zeit in der größten Stadt der Erde ein Gebrauch im Schwang ist, der sich sonst auf eine Reihe französischer Dörfer beschränkte. Der der Mission zu „St. Kustin“ im Süden der Metropole angehörige katholische Priester Kuge hat dafür gesorgt, daß der ländliche Rosenköniginnenkultus nach London verpflanzt werde. Die vor mehreren Jahren unternommene Akklimatisirung dieser garten Blüte des poetischen

Vorleben auf dem heißen Boden der „Viermillionenprovinz“ ist vollkommen geglückt.

Die englische Kofiere weicht von ihrem gallischen Vorbild mehrfach ab. Zunächst ist das Fest kein offizielles, wenngleich ein öffentliches. Sodann findet es nicht an Ort und Stelle statt, sondern alljährlich an einem andern Punkte der schönen ländlichen Umgebung Londons. Ferner trägt es ein religiöses Gepräge, auch ist die Ceremonie eine andere. Ein aus älteren Frauen des hauptstädtischen Bezirks Walworth bestehendes Preisrichterkollegium wählt zur „Königin“ dasjenige Mädchen des Bezirks, das sich im Laufe des Jahres vor allen anderen — nach Ansicht der absoluten Mehrheit der Richterinnen — durch möglichst viele Tugenden ausgezeichnet hat, wobei natürlich bereits einmal Bekrönte ausgeschlossen sind. Der größte Werth wird der Sanftmuth, der jungfräulichen Keuschheit und einem im Allgemeinen wohlgefalligen Lebenswandel beigemessen. Die „Kronung“ geht jedesmal an einem Tage der zweiten Augusthälfte vor sich. Vater Kugee trifft je weils mit den betreffenden Eisenbahngesellschaften ein Abkommen, wonach mehrere Hunderte seiner Passagiere auf seine Kosten, aber zu ermäßigten Preisen, an den Schauplatz der Feierlichkeit befördert werden. Dadurch erhalten Viele, die sonst keine Aussicht dazu hätten, zugleich Gelegenheit, einen Tag in der ihnen ebenso willkommenen wie für sie seltenen Landluft zuzubringen.

Im vorigen Jahre ging das Fest am 21. August in dem wohlbekannten „Krysalpalast“ vor sich. Um 11 Uhr brachen etwa hundert Erwachsene und dreimal so viele Kinder mit Kugee dahin auf. Bis 4 Uhr wurde gespielt, geschert, geplaudert, gelacht, umhergestreift und „besichtigt“. Dann bildete sich eine Prozession: an der Spitze zwei Herolde, denen die Auserkorenen in Begleitung einiger in ihre Stola geküllten Priester folgten; hinter ihr her schritten ein Duzend gepuhter „Ehrendamen“, ferner die zahlreichen Schlinglinge des Stiefers der hübschen Sitte — viele der Kinder trugen mit religiösen Sprüchen bedruckte Fahnen — und endlich ein großer Theil des gerade im Krysalpalast anwesenden neueren Publikums. Unter Abkling von Hymnen bewegte sich der Zug nach dem prachtvollen — offenen — Rosenpavillon im Park der Palastgesellschaft. Dort bestieg auf ein gegebenes Zeichen die „Königin“ den vorher errichteten Krönungsthron und nahm aus den Händen einer Ehrentugender die schöne Rosenkrone entgegen, die sie sich vorchristlich auf's Haupt setzte. Nun hielt Kugee eine der Gelegenheit angepasste Ansprache, in der er selbstverständlich den „Nugen der Herzengüte, des Fleißes und eines frommen Lebens“ betonte. Nach Schluß derselben überreichte er der „Monarchin“ eine mit Goldstücken gefüllte Börse, ein Tugendpreis, der zwar minder poetisch, aber dafür desto praktischer ist als der Rosenkranz.

Ein Geldbetrag kommt den gewöhnlich durchaus besitzlosen Königinnen um so eher zu Statte, als die Thatfache, daß ein Mädchen sich durch große Tugenden auszeichnet, geeignet erscheint, sie als Gattin, Hausfrau und Mutter begehrenswürdig zu machen. Kugee weiß offenbar ganz gut, daß Mädchen, deren innerer Werth durch ein weibliches — also strenges — Richterkollegium befundet und dann öffentlich bekannt gemacht wird, gar bald vielumworben sein dürfte. In der That konnte auch die Rosenkönigin von 1883 die schönste aller Blumen bald mit den bedeutungsvollen Orangenblüten vertauschen. Hoffen wir, daß Ada Hagton als Frau halten wird, was sie als Mädchen versprochen. Gelingt es ihr, auch in der Ehe ihre Sanftmuth und Keuschheit zu bewahren, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß sie mehr als einmal in die Lage kommen werde, sich den so äußerst selten in Anspruch genommenen „Dunmow-Fried“ zu verdienen. In dem englischen Dorfe herrscht nämlich seit undenklichen Zeiten die Sitte, daß jedem Ehepaar, welches beschwören kann, sich ein Jahr und einen Tag lang nicht gegenseitig zu haben, eine geladene Speckseite als „Ehrentpreis“ überreicht wird, ein Gebrauch, der schon in Chaucer's „Canterburygeschichten“ erwähnt wird:

„Sehr fett war schwerlich wohl ihr Theil des Specks.
Den man bekommt zu Dunmow in Essex.“

Die Speckseite bildet die Grundlage des bekannten Kinsworth'schen Romans „The Flitch of Bacon“ und kommt auch bei Dickens und anderen neueren Autoren in scherzhaften Verbindungen vor. In allen Fällen heißt es, daß die betreffenden Paare es nicht zu der ebenso ehrenvollen wie prosaischen und appetitlichen Belohnung bringen konnten. Ada Hagton aber wird alle diese Spötter gewiß Lügen strafen!

Nach der Rede des gutherzigen Pfarrers überschüttete der „Hofstaat“ die gekrönte „Fürstin“ mit Glückwünschen, der „Troß“ mit Hochrufen. Sodann nahm Kugee wieder das Wort, um mitzutheilen, daß ein zweites Mädchen eine ebenso große Anzahl von Stimmen erhalten hatte wie Ada Hagton, nur sei diese gewählt worden, weil sie etwas älter sei; doch werde die Andere — die er die „Thronerbin“ nannte — ebenfalls einen Preis erhalten; ebenso eine dritte brave Jungfrau. Hierauf bewegte sich der neuerdings gebildete Zug in den Palast zurück, wo Thee genommen wurde, bevor die angenehm angeregte und zerstreute Gesellschaft bei einbrechender Dunkelheit in die Stadt zurückkehrte.

Jede Leserin, die das Herz aus dem richtigen Fled hat, wird sich freuen, zu vernehmen, daß die letztjährige Rosenkönigin einer Klasse angehört, in der es ungemein schwer ist, sich einen Schatz von weiblichen Tugenden unverfehrt zu wahren. Welchen Anstrengungen und Entbehrungen müssen sich die armen, bedauernswerthen Maschinenmädchen unterziehen, wenn sie ihrer Weiblichkeit treu und würdig bleiben wollen! Dieser Gedanke läßt die einfache, aber schöne Ceremonie im Krysalpalast desto rührender, eintrachtvoller, sympathischer, ja pathetischer erscheinen! Namentlich in den furchtbaren Armenvierteln im Süden und Osten Londons gehört kein geringer moralischer Muth dazu, stark zu bleiben, wenn man bei elender Bezahlung große physische Plage ohne entsprechende Befriedigung der Ernährungs- und Wohnungsbedürfnisse erdulden muß!

Wird die, wie gesagt, erst vor wenigen Jahren eingebürgerte Sitte der englischen Kofiere im großen Publikum allmählig bekannt, so kann sich mit der Zeit vielleicht ein bedeutendes Volksthum daraus entwickeln; ohnehin entspricht das öffentliche Zuerkennen von Belohnungen und Belobungen für verdienstliche Handlungen oder Eigenschaften den Neigungen der Engländer in hohem Grade. Einmal kann man wohl bereits sagen, daß hübsche Fest habe seine Vortheile. Einer Anzahl von Erstklädtern ist Gelegenheit gegeben, sich im Freien zu unterhalten. Der Rosenkönigin selbst wird die denkbar beste, schönste und wohlfeilste Kellame gemacht, und zwar nicht nur auf dem Heiraths-, sondern auch auf dem

Arbeitsmarkte, denn wer würde einer öffentlich als tüchtig anerkannten Dame, namentlich einer Monarchin, nicht gerne einträgliche Arbeit geben? So trägt die Tugend ihren Lohn in sich! Die Hauptfache aber ist, daß die Anwartschaft auf eine Mitgift, auf die Verbesserung der materiellen Lage, sowie auf moralische Anerkennung zweifellos auf Viele günstig einwirken muß, indem sie zur Erstrebung jenes schönen Zieles angeeifert werden. Würde die Kofiere in jedem Stadttheil jeder großen Metropole eingeführt, das Ergebniss müßte gar erfreulich sein.

Allein auch noch von einem andern Standpunkt aus läßt sich der den Gegenstand unserer Skizze bildenden ethnographischen Erscheinung ein nicht unerhebliches Interesse abgeminnen: vom Standpunkte des Beobachters der umfassenden botanischen Neigungen der Menschen. Wodurch wird die Anerkennung der Tugendköniginnen Südlondons oder Südfrankreichs ausgedrückt? Durch eine Rosenkrone. Muß es nicht angenehm auffallen, daß zu allen Zeiten Blumen und Laub als Abzeichen der ehrenvollsten Anerkennung gedient haben? Stets sind hervorragende Personen mit Oliven, Neben-, Myrtens- oder Lorbeerblättern belohnt worden. Unter den Blumen wurden mit Vorliebe das Veilchen, die Lilie, das Tausendjährling und die Ringelblume verwendet und sind sowohl historisch wie jagenhaft geworden. Die Hauptrolle aber spielt die Rose. Keine andere Pflanze ist so oft besungen, keine zum Gegenstand so vieler Traditionen gemacht worden. Auch unheilvollen Ereignissen hat sie zum Symbol gedient, — man denke nur an den Krieg der weißen und der rothen Rose! In vielen Volkstlegenden galt und gilt sie für eine der Todtenblumen, für ein böses Omen. Im Alterthum war sie der Venus und dem Bacchus geheiligt. Vornehmlich jedoch kommt sie heutzutage als das Abzeichen jungfräulicher Schönheit und Tugend zur Verwendung. Sogar der Papst vergibt Tugendrosen, wenngleich „nur“ goldene, die zwar dauerhafter, aber nicht so prächtig sind wie ihre Naturschwester. Die Herrlichkeit der Rose triumphiert über all die wechselnden Erscheinungen, deren Vertretung der Volksmund ihr angedichtet hat, und bleibt die Lieblingsbelohnung für weibliche Tugendhaftigkeit.

Wir — und die Leserinnen mit uns — freuen uns herzlich ob des Erfolges, von dem das moderne Vater Kugee menschenfreundliche Bemühungen begleitet sind. Hoffentlich begünstigt auch in diesem Jahr der Wettergott den Krönungstag!

Heinrich Laube.

(Porträt S. 56.)

Einer der populärsten und eigenartigsten deutschen Schriftsteller ist am 1. August in Wien gestorben: Heinrich Laube. Wer kennt ihn nicht, den markigen Dramatiker, den festen, jugendfrischen Reiseschilderer und Romancier, den geistvollen Theaterdirektor und Verfasser so vieler Erinnerungen aus seinem bewegten Leben, das so viel Erfolge aufzuweisen hatte und besonders für die dramatische Kunst unserer Nation so bedeutungsvoll geworden. Heinrich Laube hat eine abenteuerliche Jugend erlebt. Der Sohn eines armen Maurers, in Sprottau in Schlesien 1806 geboren, sollte er Theologie studieren und brachte es, indem er durch Unterrichtgeben sich nothdürftig erhielt, bis zur Probepredigt; aber sein Drang nach vollem, reichem Leben warf ihn auf das Gebiet der Politik und Journalistik, zog ihm Verfolgungen und Anklagen zu und brachte ihn verschiedene Male in das Gefängnis. Diese Periode schloß mit seiner Ernennung zum Abgeordneten in das deutsche Parlament 1848. In Widerspruch mit seiner Partei schied er hier jedoch bald aus und 1849 ging zuzugewandter der Zeit seiner Lebens ihm auf mit der Berufung als artistischer Direktor des Hofburgtheaters in Wien. 1867 verließ er diese lehrreiche Stellung und übernahm 1869 die Leitung des Stadttheaters in Leipzig; er fand hier nicht den gehofften Wirkungstreis, lehnte nach Wien zurück und veranlaßte 1872 die Gründung des Wiener Stadttheaters, welches unter seiner Leitung im März desselben Jahres eröffnet wurde. Die Ungunst der Zeitverhältnisse zwang Laube jedoch, nach wenigen Jahren von diesem Unternehmen sich zurückzuziehen. — Das wären in knappen Umrissen die Hauptstationen von Laube's bewegtem Leben, dazwischen entfaltete er eine außerordentlich fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit. Der merkwürdige Mann begann diese mit einer kleinen Fosse, die Paganini karikierte, und einem Drama: „Gustav Adolf“, 1832, diesen folgten historisch-politische Skizzen: „Das neue Jahrhundert“ und der Roman: „Das junge Europa“; dann veröffentlichte Laube eine Anzahl geistvoller Romane und Reiseskizzen; biographische Skizzen und Romane wechselten jetzt bis zum Jahre 1847 miteinander ab in Laube's rastloser Thätigkeit. Die hervorragendsten sind: „Französische Lustspiele“ und „Gräfin Chateaubriand“, lebensvolle, farbige, übermüthige Prosadiachtungen; das Jahr 1849 brachte eine vortreffliche Schilderung der politisch hochbewegten Zeit in Laube's Buch: „Das erste deutsche Parlament“. Inzwischen hatte der Autor sich auch dem Drama wieder zugewandt und schuf eine ganze Reihe vortrefflicher Bühnenwerke, wie: „Ronaldsch“, „Isoloso“, „Struensee“, „Gottschid und Gellert“ und „Die Karlsbader“, dann sein Meisterwerk: „Graf Essex“ und die geistvollsten feinen Lustspiele: „Der Statthalter von Bengalen“ und „Die Jungen“. Damit ist jedoch Laube's literarische Thätigkeit noch keineswegs erschöpfend skizziert; seine späteren Lebensjahre zeigten die großen, vortrefflichen Romane: „Der deutsche Krieg“, ein umfassendes Gemälde des dreißigjährigen Krieges, und „Die Wöhringer“, ein groß angelegter Familienroman. Seine Erfahrungen als Dramaturg legte Laube in den Skizzen: „Das Burgtheater“, „Das norddeutsche Theater“ und „Das Wiener Stadttheater“ nieder, Bücher, die klassisch in ihrer Art sind. Wahrlich ein thatenreiches Leben, voll gewaltiger, geistvoller Arbeit und ungewöhnlicher Willenskraft. Als Charakter war Laube rein wie Gold, ein echter, tüchtiger, ehrenfester Mann, lebenswürdig und herzenswarm, als Schriftsteller ein klarer, geistvoller Kopf mit der Gabe früher, plastischer Gestaltung und gebietend über jede Form der Darstellung, stets gleich anziehend, ob er eine Skizze, ein Drama, eine Novelle, einen Roman, eine Biographie oder ein historisches Werk schrieb. Sein Name wird fortleben in der Geschichte der deutschen Theater, in unserer Literatur und als Typus eines rastlos fleißigen, hochbegabten, charakterfesten, edlen deutschen Mannes, der nach einer stürmischen Jugend in dem Oasen eines überaus erfolgreichen Lebens landete und ein Menschenalter bedeutungs- und verdienstvoll wirkte.

Nocturno.

(Bild S. 53.)

Der Nachtwind rauschet, das Mondenlicht
Versilbert die Tagungänge —
Herzliebchen, schon harret der Kauscher im Park,
Nun wecke die zaub'rlichen Klänge.

Und durch's geöffnete Fenster dringt
Ein schüchternes Präladiren,
So lieblich, als wenn im Himmel hoch
Die Englein musizieren.

Erst fein und zierlich wie Elfenlang,
Dann wilder wogen die Klänge,
Der Leidenschaften entfesseltes Heer,
Dämonen in schwarzem Gedränge.

Dann strömen die Töne in heißer Flut
Wie Seufzer und brennende Thränen,
Verzweiflung — ein dumpfer Mollakord —
Und unbefriedigtes Sehnen.

O Mädchen, sage, wer lehrte dich
Denn Seufzer und Thränen spielen?
Was weiß des Reichthums verwöhntes Kind
Von solchen verpönten Gefühlen?

Wer hauchte dir solche Töne ein,
Die Zeugen seliger Schmerzen,
Das alte Lied von verbotener Lieb'
Und heimlich verblutenden Herzen?

Hat das der bleiche Mann gethan,
Der — bis dein Spiel beendet,
Im Garten lauschet, so starr und stumm,
Und glühende Küsse dir sendet?

Onkel Gustav.

Novellette

von

Rosenthal-Bonin.

(Nachdruck verboten.)

Cranienburg, den 15. Mai.

„Liebe Bertha!“

„Denke Dir — Onkel Gustav kommt — und die Sache ist so zugegangen. Wir sitzen beim Nachmittagskaffee Alle im Garten — Du weißt, es ist der Vergarten nach der Straße zu in der dichten Fliederlaube — da wandert der Briefträger von Cranienburg, ein gutes, altes Haus mit bieder Hornbrille stets auf der äußersten Spitze der Nase, der die Angelegenheiten und Verhältnisse des ganzen Kreises kennt wie ein Weichwater beinahe, dich an das neue eiserne Gitter des Gartens und ruft durch die Fliederbüsche: „Einen Brief, Herr Rechnungsrath, aus Amerika!“

„Aus Amerika?“ wiederholen wir Alle sehr erstaunt wie aus einem Munde.

„Kostet er Porto?“ erkundigt sich Onkel etwas bekümmert.

„Nein, ist franko.“

„Onkel nimmt den Brief, bricht ihn auf, liest die Unterschrift und ruft: „Er ist von meinem Bruder Gustav!“

„Ist er Millionär geworden?“ erkundigten sich Emma, Fanny und Emilie — Du kennst sie ja — spöttisch. — „Er wird zu einem tüchtigen Trampelhier avanciert sein“, äußerte Emilie. — „Er hatte stets die größten Hände und Füße in Europa“, läßt Fanny vernehmen. — „Still, wenn er nur brav Geld hat“, wirft Emma ein. „Was schreibt er, Papa?“

„Er kommt!“

„Zu uns hier?“

„Ja, zu uns, speziell zu Besuch.“

„Ist er ein Petroleumbarren geworden?“ fragt Emma.

„Hört, was er schreibt“, sagt Onkel und nun liest er die seltsame Epistel vor. Ich gebe sie Dir wortgetreu wieder.

„Lieber Bruder!“

„Ich habe jetzt genug vor mich gebracht, so daß ich es in diesem Leben wohl kaum hinter mich zu bringen vermöchte — durch Schmalz und Speck gewonnen und sehr ausgedehnte Schweinejucht, siebenundzwanzigtausend Stück produziert pro halbes Anno. Jetzt habe ich Amerika satt — ich werde nach der alten Welt zurückkommen, um mir eine Frau zu suchen, mir einen schönen Fled Erde zu kaufen, ein Haus darauf sehen und als ruhiger Bürger dort drinnen gemütlich leben. Du hast ja drei hungrige Raben von Töchtern, Du alter Bureaurat — ich bin ja kein Methusalem, vierzig Jahre sind das schönste Alter zum Heirathen, besonders wenn man nicht mehr zu schaffen braucht. Nun also, Bruder, ich komme zu Dir, um mir Deine Mädels anzusehen und mich von ihnen angucken zu lassen — ob ich ihnen gefalle. Das wäre nun Alles sehr glatt und schön, aber — aber — jetzt kommt der Haken, den die Sache hat. Graue Haare habe ich noch keine, Mondschein auch noch nicht — Arme und Beine, Alles noch vollständig — aber hören thue ich nicht. Eine Explosion hat mich stocktaub gemacht. Meine Frau kann ein-





• Nocturno. Gemälde von R. de Madrazo. (S. 51.)

mal in der schönsten Kutsche fahren, ob sie nun jedoch einen nicht mehr jungen, tauben Mann dafür in den Kauf nehmen will, das ist die Frage. Du hast drei Jahre von mir nichts gehört. Ja, ich habe viel zu thun gehabt. Ich habe pro Jahr hunderttausend Dollars machen müssen, damit ich einmal fertig werde, das war keine Kleinigkeit, und ich habe oft geschwitzt und gefroren und an's Schreiben aus Freundschaft oder Verwandtschaft nicht gedacht. Nun, ich hoffe, der Brief kommt nicht zu spät. Ich weiß, Dein ältestes Mädel kann jetzt erst zwanzig Jahre haben, und bei euch da drüben gehen die Mädchen nicht weg wie warme Semmeln. Eine wird doch noch zu kapern sein. Ist auch die Wahl dann weniger schwer.

„Ich schließe diese Epistel. Sie geht vierzehn Tage vor mir fort, mit dem nächsten Schiff reise ich und kann drei Wochen nach diesem Briefe bei euch sein.“

„Als Onkel dieses Schreiben vorgelesen, waren meine Cousinen ganz still geworden und machten große Augen.“

„Er scheint noch ganz der alte, kloppige Mensch geblieben zu sein.“ — „Na, liebenswürdig kommt er mir nicht vor.“ — „Schweinezüchter ist er gewesen, das darf man hier gar nicht sagen, aber wenn er viel Geld hat, wird er genommen!“ Dieß waren die Meinungen meiner Cousinen.

„Und was sagst Du, Ottilie?“ fragte Onkel mich.

„Ich komme ja gar nicht in Frage,“ lachte ich. „Erstens bin ich achtundzwanzig Jahre, zweitens hink ich auf einem Fuß, und drittens bin ich keine von Deinen Töchtern, darf also hier in Bezug auf mich gar keine Ansicht haben; das aber weiß ich sicher: hätte der Mann alle Schätze der Welt und gesehe er mir nicht, ich würde ihn nicht zum Manne nehmen.“

„Meine Cousinen lachten laut auf. „Das steht Dir gut an,“ sagten sie, mit Deinem Gebrechen. — Du solltest doch froh sein, nur eine Versorgung zu haben, denn Dein Vermögen ist ja klein, — wir haben keine solche schwärmerischen Ansichten, nicht wahr, Papa? Wir sind praktisch!“ riefen alle Drei im Chor.

„Liebe muß aber auch sein,“ warf mein Onkel stark lau, wie mir schien, mehr pro forma — als moralischer Vater ein.

„Ach, die kommt schon, wenn man Equipage und Dienerschaft hat,“ meinte Emilie.

„Natürlich: Liebe und Ehe sind auch ganz verschiedene Dinge!“ rief Fanny.

„Ehen aus Liebe enden meist unglücklich,“ war Emilie's Philosophie.

„So was darf sich nur Ottilie gestatten,“ zog mich Emma auf.

„Nun, Kinder,“ sagte ich, „ich heirathe ja nicht, nach mir fragt Niemand, und ich darf mir daher diesen Luxus erlauben.“

„Onkel lachte. „Trotz Deines etwas kurzen Fußes bist Du doch eine ganz patente Person, Du kannst laufen und springen für Drei und bist eine vortreffliche Haushälterin; ein Mann führe mit Dir gar nicht übel,“ suchte er mich zu trösten für die Unzartheiten der Mädchen, denn Onkel ist gutmüthig, aber seine Töchter, die ganz nach ihrer verstorbenen Mutter, meiner Tante, schlagen, sind ihm über den Kopf gewachsen, und durch seine knappe Pension bei ihrer Vergnügungssucht endlich geldgierig und materiell geworden. Ich komme aber trotzdem mit ihnen ganz gut aus, weil ich sie zu behandeln verstehe und dann mit meinem bißchen Zinsfuß Zuschüsse gebe für ihre Garderobe. Du weißt, für mich brauche ich darin fast nichts, mir hilft eine kostbare Toilette nichts und eine simple und gewöhnliche kann mir nicht viel schaden. Meine Cousinen aber sind junge, hübsche, lebenslustige Dinger, die bunte Bänderchen lieben und sich gern mit allerlei Säckelchen behängen, — warum soll ich ihnen die Freude nicht machen, da ich's kann?“

„Der Brief ist länger geworden, als ich gedacht habe, unverantwortlich lang und er wird Dir viel kostbare Zeit rauben. Du hast dieß aber selbst verschuldet; weßhalb forderst Du mich auf, Dir Alles zu berichten, was wir in unserer Landeinsamkeit erleben; und ich muß gestehen, ich spreche mich gern zu Dir aus, weil ich weiß, Du bist eine mitfühlende Seele, die mich versteht, die einzige, deren Herz ich besitze und welche auch das meine ganz hat. Onkel trifft schon jetzt Vorbereitungen, „Gustav kann plötzlich kommen,“ meinte er, „er ist unberechenbar,“ und meine Cousinen haben sofort die Schneiderin bestellt und sind rasend freundlich mit mir, weil's wieder eine kleine Anleihe gibt.“

„Nun, ich bin neugierig, was aus der Sache wird. Es interessiert mich selbst sehr, und ich werde Dir getreulich weiter berichten. Hoffentlich hast Du auch bald Zeit für eine Zeile an Deine Ottilie.“

„Cranienburg, den 7. Juni.“

„Liebste Freundin!“

„Deine Spannung, ob eine und welche von den Dreien der taube Onkel aus Amerika nehmen wird, ist so groß, daß Du meinen nächsten Brief gar nicht erwarten kannst. Das ist ein Zeichen eines echt weiblichen Herzens, und ich will Dich nicht länger in so banger Erwartung schmachten lassen.“

„Also, der große Tag ist erschienen und Onkel Gustav mit ihm.“

„Der Langersehnte kam an mit der Post und einem Kistenkoffer, darin waren sehr bunte und wenig geschmackvolle Kleiderstoffe und Hüte für meine Cousinen, die er in Berlin gekauft hatte.“

„Man empfing ihn höchst liebenswürdig am Gartengitter. Dort standen Emilie, Fanny, Emma in höchster Gala und dahinter Onkel als hausväterlicher Gegenjah im Schlafrock und mit der langen Peise.“

„Ich hatte im Hause zu thun, das Mittagessen zu richten. Da sah ich denn einen großen Mann aus dem Wagen steigen, einen hohen grauen Hut auf dem Kopfe, der nicht ganz gut zu den gewaltig breiten Schultern und dem braunen Gesicht des Trägers paßte.“

„Onkel Gustav schüttelte allen drei Mädchen gewaltig die Hände, was bei seinen Riesenhänden, die in perlgrauen Handschuhen steckten, komisch genug aussah, dann umarmte er Onkel und schaute ihn einen Augenblick an.“

„Na, Ludwig,“ hörte ich ihn sagen, „hast Dich eigentlich wenig verändert in den zwölf Jahren, siehst noch gerade so aus wie unpensionirt, bist ja stets ein zufriedenes Haus gewesen, und Zufriedenheit konservirt. Na, ich habe immer allerlei Mucken im Kopf gehabt, und das hält nicht jung, namentlich wenn man sie partout durchführen will. Ich bin ein alter Knabe geworden, ziemlich mürbe und möchte nun ruhig leben. Geld hab' ich genug. Weißt Du mir ein schönes Plätzchen?“

„Onkel erwiderte darauf, daß sich darüber noch ausführlich reden ließe. Onkel Gustav verstand das nicht, er ist entschlossen taub und man muß wirklich furchtbar schreien, auch meine Cousinen riefen ihm allerhand Verbindliches in's Ohr, er gab seltsame Antworten; dann kam man mit ihm in das Eßzimmer, wo ich hantierte.“

„Wer ist das?“ fragte er den Onkel und sah mich scharf mit sehr klaren, prüfenden, klugen, großen grauen Augen an. Ich erschrak wahrhaft unter diesem ungewöhnlich forschenden Blick, sagte mir aber gleich, daß Taube gewöhnlich sehr scharf zu sehen pflegen, um den Mangel an Gehör durch das Gesicht etwas auszugleichen.“

„Das ist die Tochter meines Schwagers Bernhardt aus Koburg, den Du nicht gekannt hast,“ stellte Onkel mich vor.“

„Dieß schien der Amerikaner auffallend leicht zu verstehen, denn Onkel Ludwig hatte gar nicht sehr laut gesprochen.“

„Onkel Gustav schaute mich darauf noch eindringlicher an, so daß ich fühlte, wie ich roth wurde; darüber lächelte der Amerikaner so hübsch, wie ich ihm das gar nicht zugestanden hätte — es war so ein recht lindlich herzensgutes und doch schalkhaftes Lächeln. Ich bewegte mich und er sah mich hinken. Sein Lächeln verschwand und sein Blick hing an mir noch einen Moment sehr ernst. Dann wandte er sich an die Cousinen, welche ihn mit allerhand Scherzen umringten, die liebenswürdigsten Gesichter machten und nun ging ein Geschrei los, daß er das Wenigste verstand, was mich ganz nervös machte. Hierbei konnte die übermüthige Emma sich nicht bezähmen und ließ, zu ihren Schwestern sprechend, über den grauen Hut, die Handschuhe und die Schweinezucht des Onkels allerhand Bemerkungen los. Emilie fragte Fanny, ob sein Geld wohl ebensoviel wiegen möchte als sein riesiges Knochengerüst, das ganz hinterwäldlerisch wäre — und es machte den Mädchen Spaß, die Taubheit des Mannes zu benutzen, um in seiner Gegenwart sich über seine allerdings ziemlich ungewöhnlichen Manieren laut aufzuhalten.“

„Onkel Gustav nickte zu alledem höchst vergnügt, er verstand sicher kein Wort davon und darüber amüßten sich denn die Cousinen köstlich. Mich berührte dieß unangenehm. Ich theilte die Suppe aus und hielt mich schweigend und zurückhaltend, wie das meine Art ist, wenn mich etwas verstimmt.“

„Darüber zogen mich meine Cousinen auf und nannten mich einen Tugendbold.“

„Dieß Wort muß nun seltsamerweise Onkel Gustav wieder verstanden haben, denn er schaute mich darauf plötzlich nachdenklich an — mich genirten diese Blicke und ich machte mir im Hause zu thun und ließ mich wenig sehen.“

„So verging der erste Tag der Ankunft von Onkel Gustav. Ich sah ihn nur noch vor dem Zubettgehen, wo er mir die Hand reichte, und in meinem Zimmer angekommen, setzte ich mich gleich hin, um Dir nach Versprechen getreulich zu berichten, wie dieser große Tag vergangen und was ich gesehen. Ich muß gestehen, daß ich mich etwas genirt fühlte durch diesen Mann, was mir seit meinen Kinderjahren nicht mehr passiert ist. Ich sah mich sofort in dem Spiegel, ob ich vielleicht plötzlich wieder zwölf Jahre alt geworden, jedoch mein wahrheitsgetreuer Spiegel zeigt mir mein nicht mehr junges, bläuliches Gesicht mit dem nicht kleinen Mund, dem starken, runden Kinn, den braunen Augen und dem glatten, ältlichen braunen Scheitel an der Stirne, wie Du mich kennst. Ich sah nicht wie zwölf, sondern eher wie zweiunddreißig Jahre alt aus.“

„Es ist spät Nacht geworden. Die ganze Haushaltung lastet auf mir, denn so lange der Onkel Gustav anwesend ist, müssen die Mädchen sich ihm widmen. Ich habe morgen viel zu thun und etwas zu schlafen nöthig. Für heute mußt Du zufrieden sein, nächstens mehr — nimm Gruß und herzlichen Kuß von Deiner Ottilie.“

Onkel Gustav an Francis Cromwell Zabel in Chicago.

„Liebster Francis!“

„Jetzt wäre ich also vierzehn Tage in Europa und eine Woche bei meinem Bruder. Mir gellen die Ohren von dem Geschrei, das ich über mich heraufbeschworen, aber

meine von Dir viel belachte Rolle, den Tauben zu spielen, hat sich trefflich bewährt. Ich habe genug Schauspielerei erfahren bei uns drüben, nachdem ich zu Geld gekommen, und bin fortgegangen auf die Suche nach einem Herzen, das mich wenigstens etwas um meiner selbst willen liebt, und zwar dieß trotz der Taubheit, und demnach noch mehr lieben wird, wenn diese sich als so schnell heilbar erweist, ein Mädchen zu finden, das nicht einzig und allein mich alten Knaben meines Geldes wegen wie einen Klotz am Bein mit in den Kauf nimmt. — Wie man mir entgegenkam und um den Bart ging, nachdem ich meinen großen Posten in der Bank hatte! Da war ich so solid und lieb und gut und interessant, ein Mustermann, während sich früher keine Kasse um mich bekümmert hatte, und die Mädchen jetzt so häuslich und tugendhaft, sanft und nachgiebig, obwohl ich viele von ihnen als leidhaftige Teufel gekannt. Das hat mir gewaltigen Respekt gemacht. Eine drüben zu heirathen, und deshalb ging ich als stochtauber Mann in die alte Heimat zum Bruder, als Tauber zu hören, was die Herzen sprechen. Na, Francis, ich habe Mancherlei erfahren und danke meinem Gott, daß ich mir die Maske erloren. Mein Bruder hat drei nette Dinger, schwarzgügelige, kraußköpfige, lebenslustige, wohlgebaute Frauenleute, die Einem wohl den Kopf verbrehen können, denn ihre Gesichter, und was sie schreien, ist riesig liebenswürdig, eitel Lieb' und Güte; aber was sie sprechen, Francis, brü! Da habe ich die Wahrheit zu hören bekommen. Na, schmeichelhaft war die nicht; sie stritten sich zuletzt alle Drei, wer mich bekommen sollte, und schließlich einigten sie sich in einer sehr interessanten Berathung, daß die Älteste mich haben müßte, weil sie am schwersten abginge und am energischsten für eine tüchtige Aussteuer der Anderen sorgen könnte. Obwohl ich nun meiner Taubheit wegen manch' Prozent Neigung in Abzug brachte — von meiner Person war da gar keine Rede — ich existirte gar nicht, war gar nicht vorhanden, und meine Taubheit schien meine Person noch mehr zu bloßer Luft zu machen. Mein Geld aber wurde höchst liebevoll und mit tiefster Herzensverehrung behandelt, nach allen Richtungen hin für genügende Verpugung immerfort berathschlagt. Ich sah dabei, machte ein dummvergnühtes Gesicht und hörte diese Erbtheilung. Es war höchst lehrreich für die Kenntniß der Charaktere, sage ich Dir, Francis, und empfehle Dir diese Methode, sie ist prompt und sicher. Jetzt macht mir also nur noch die Eine — Fanny heißt sie — die Cour, die Andern haben die Engelsflügel zugelappt und benehmen sich gejezt und sparsam, begegnen mir hochachtungsvoll und ziemlich durch meine Wenigkeit gelangweilt. Das ist komisch, weil es so plötzlich nach der großen Disputation eintrat. Mit diesen Dreien wäre ich also fertig und um viele gute Lektionen reicher. Jetzt ist noch eine Verwandte im Hause, ein gediegenes Mädel mit ehrlichem, schönem Gesicht und gutem, tapferem Herzen, das hinkt. Ein Mustere exemplar; sie besorgt die ganze Haushaltung, schafft trotz ihres kurzen Fußes immer vergnügt und freudig für Drei, geht selbst sehr einfach in billigen Kleidern und pumpt den Mädels Geld für ihren Tand, natürlich auf Nimmerwiedersehen. Das Frauenzimmer benimmt sich sonderbar; es geht mir zwar nicht geradezu aus dem Wege, scheint sich jedoch nicht viel aus mir zu machen. Sie ist entrüstet — ich sehe es ihr an — über das Gebahren ihrer Cousinen und wird von diesen nur Tugendbold genannt. Sie schmeichelt mir nie, ist freundlich aufmerksam und besorgt um Einen, ohne daß man von letzterem viel merkt, während ihre Cousinen jeden kleinen Dienst auf den Präsentirteller legen und mit einem „Siehst du, wie wir sind!“ freudigen. Die Ottilie, so heißt die Verwandte, eines Schwagers Kind, ist wie ein klarer, ruhiger, warmer, schöner Sommertag, dabei nicht mehr jung — ich schätze sie nahe an die Dreißig — und hinkt bedeutend. Zuerst hat mir ihr Hinken Schmerz gemacht, jetzt sehe ich es kaum noch, so kann man sich daran gewöhnen. Ich wünschte manchmal, sie machte mir etwas die Cour. Was meinst Du, Francis, wenn ich Die nähme? Solch' ein junges, flitteriges Ding ist doch nichts mehr für mich, das sehe ich immer mehr ein. Ob dieß Frauenzimmer mich aber will, das ist sehr die Frage; des Geldes wegen reicht die mir keinen Finger. Ein Adonis bin ich nicht, das habe ich durch meine drei Nichten gründlich erfahren, und tänzeln und schöne Wüdtlinge machen und den Galanten spielen habe ich durch zehnjährige schwere Arbeit verlernt. Das ist für immer vorbei. Was sollte also dieß Mädchen an mir sehen? Nichts als den braven Kerl! Soll ich einen Ansturm versuchen? Was rathest Du mir, alter Junge? Drüben gelang mir Alles, wenn ich nur recht stürmte, freilich waren dieß keine Frauenzimmergeschichten, darin bin ich sehr unerfahren. Hast Du viel Wilcox'smalz auf Lager? Verkaufe schnell! Laß bald erfahren, was Deine Meinung in dieser Sache, des Mädels wegen, mein' ich, ist. Dein Freund Gustav Langhoss.“

(Schluß folgt.)

Sinnsprüche.

Wie Jeder in seinem Innern ist, so ist sein Urtheil über äußere Dinge.

Der aus Büchern erwerbene Reichtum fremder Erfahrungen heißt: Gelerksamkeit, — eigene Erfahrung ist Weisheit, — das kleinste Kapital von dieser ist mehr werth als Millionen von jener.

Vom VIII. deutschen Bundesfischen in Leipzig.

(Bild S. 52.)

In den Tagen vom 20. bis zum 27. Juli a. e. hat der deutsche Schützenbund zum achten Male in dreijähriger Wiederkehr sein allgemeines deutsches Schützenfest gefeiert. Das gastliche Leipzig hatte sich seit Monaten zum Empfange gerüstet, eine Anzahl angesehener Männer war in uneigennützigster, aufopferndster Weise zum Festausschusse zusammengetreten, und die Vertreter der Stadt, Rath wie Stadtverordnete, hatten einmütig dem geplanten großartigen Volksfeste die wünschenswerthe finanzielle Unterlage dadurch geschaffen, daß sie eine Garantiesumme in bedeutender Höhe gewährten, eine Summe, der sich die Leipziger Schützengesellschaft mit einem ihren Mitteln entsprechenden Betrage angeschlossen. Die ganze Leipziger Bevölkerung brachte dem feierlichen Unternehmen Wohlwollen und Förderung nach jeder Richtung entgegen, und bei so günstigen Vorbedingungen kann es nicht Wunder nehmen, daß das achte deutsche Bundesfischen sich zu einem wohl gelungenen, im besten Sinne des Wortes nationalen und patriotischen Feste gehalten hat, einem Feste, an das jeder Teilnehmer noch lange mit Freude und Dankbarkeit zurückdenken wird.

Der zur Verfügung stehende beschränkte Raum verbietet es mir an dieser Stelle, auf eine detaillierte Schilderung des Verlaufes einzugehen, den das Fest genommen hat, doch möchte ich den Versuch unternehmen, an der Hand der lebensvollen, lebend und frischen Zeichnungen des begabten Künstlers den freundlichen Leser auf einzelne besonders in die Augen springende Momente desselben hinzuweisen.

Den Beginn des Festes machte ein glänzend arrangierter Festzug. Die lange Reihe von etwa 6000 Schützen aus allen Gegenden Deutschlands, welche daran Theil nahmen, wurde unterbrochen durch sieben künstlerisch zusammengestellte, kostümirte Gruppen, welche in ihren Figuren und Emblemen bestimmte Gegenstände zur unmittelbaren Anschauung brachten oder symbolisch darstellten, und belebt durch zahlreiche Musikkorps, durch Reiter und geschmückte Pferde. Allen voraus eröffnete der berittene Herold der Stadt in mittelalterlicher Tracht den Zug, dem Fanfarenbläser, Schild- und Schwerdtträger das Geleite gaben.

Durch die Hauptstraßen der Stadt bewegte sich der Festzug, überall freudig bewillkommend, dem in Einheimischen und zahlreich herbeigelaufenen Fremden, denn im Südwesten Leipzigs gelegenen Festplatz zu.

Dort, auf dem an Wald und Wasser reizend und malerisch hingestrichenen Wiesenplane, war nach den Entwürfen und unter der persönlichen Leitung des Leipziger Architekten, Herrn Arwed Kopsch, eine wahre Feststadt entstanden, die mit ihren zahlreichen Baulichkeiten, dem reichen Schmuck an Flaggen, Wimpeln, Wäffen, Girlanden und Kränzen wie zum Betreten und Verweilen geschaffen schien.

Ein hohes, weit geöffnetes Thor nahm den Ankömmling auf. Von der Höhe desselben herab schien der in einkauflicher Manier farbenfroh und wirkungsvoll vom Berliner Künstler J. Mühlenbruch, der auch den weiteren künstlerischen Schmuck an Thor und Festhalle ausgeführt hatte, gemalte Genius des deutschen Reiches den Gästen einen freudigen Willkomm zuzurufen, während die beiden am Eingange postierten, polychrom behandelten Kolossalfiguren als Wächter des Platzes gelten konnten. J. Kopsch aus Berlin hatte diese Gedengestalten entworfen und ausgeführt. Ihre Tracht gemahnte an die Landsknechtszeit, und während beide Figuren auf kriegerische, die andere die heitere, bürgerliche Seite desselben zu verkörpern. Wie ich zu meiner Freude höre, ist das achte deutsche Bundesfischen dem strebenden jungen Bildhauer zu einer unmitttelbaren Quelle des Erfolges geworden. Seine Gestalten haben so gefallen, daß er verschiedene Privataufträge erhalten haben soll.

Von den eigentlichen Festbauten nahm zunächst der in der Mitte des weiten Halbkreises aufgeführte Gabeltempel mit den von schon gewölbter Kuppel überragten zierlichen Formen das Auge des Beschauers gefangen. Hier waren die Ehrengäste aufgestellt, welche vom Kaiser und von anderen deutschen Fürsten, von Kommunen, Vereinigungen und Privaten in großer Zahl für die glücklichen Schützen gestiftet waren; hier konnte man auch den reichen Silbergeschatz an Pokalen, Bechern, Münzen und Ketten bewundern, den die Leipziger Schützengesellschaft während ihres mehr als vierhundertjährigen Bestehens aufgesammelt hat. Einen ganz besonders packenden Eindruck machte es, als eines Abends der in den Festplatz einbezogene Theil des herrlichen alten Waldes mit Laternen und Buntesfeuer erleuchtet ward, und der frei dastehende Gabeltempel sich plastisch und klar von den Strahlen des hellglänzenden Feuers abhob.

In gewaltigen Dimensionen, 90 m lang, 30 m tief und 12 m hoch, war die Festhalle erbaut, die für 2500 Gäste bequeme Sitzplätze bot. In diesem Riesenraum wurden die verschiedenen Banlette mit den obligaten Reden abgehalten, hier fanden in buntem Wechsel zur Erheiterung der Festgäste der große Schützenball, ein Kommerz, Musik- und Gesangsaufführungen statt. Man hatte vortrefflich für das leibliche Wohl von Schützen und Schützenfreunden gesorgt, denn außer der Festhalle boten noch fünf in großen Verhältnissen aufgeführte Bierwirthschaften, und ein verstreut im kühlen Wald gelegenes Café dem Hungerigen und Durstigen Labung in Halle und Fülle. Von der zu einem geräumigen Restaurant umgewandelten Kenntribüne winkte Gabriel Sedlmayr's Wahrzeichen „Zum Spaten“; „Zur fliegenden Tonne“ hatte Herr Henninger aus Erlangen seine Wirthschaft benannt nach dem auf gelagertem Fasse daherreitenden Gambrinus, den Kopsch auf einer Pyramide von Bierkrügen dort errichtet hatte. Beide „Fremden“ fanden zahlreichen Zuspruch, aber auch die drei Wirthschaften, welche den schämeu Gerstenkorn aus Leipziger Brauereien kredenzten, hatten nicht zu klagen. Ununterbrochen führten schwer bespannte Wagen neuen Stoff herzu und in langer Reihe mußten die geleerten Hektoliter von emsigen Arbeitern auf die Seite gerollt werden. Während der Dauer des Festes haben rund 400,000 Menschen den Festplatz besucht und der Konjum an Speisen und Getränken ist ein so gewaltiger gewesen, daß in humoristischer Zuspelze ein Münchener Festgast mit vollem Rechte sagen konnte, die Leipziger Verilgungskraft gehe über die vielbewährte Fähigkeit der Münchener hinaus und die Süddeutschen sehen sich zu ihrem Bedauern genöthigt, die Führerschaft in dieser Beziehung nunmehr an den sächsischen Brauereistamm abzutreten.

Der König von Sachsen beehrte das achte deutsche Bundesfischen mit einem mehrtägigen Besuche. Der hohe Herr nahm

von allen Einrichtungen eingehend Kenntniß, kostete überall das dargebotene Getränk, und bewährte sich vor der Schippe als ein Weidmann und Schütze, der auch mit fremdem Zeuge sein Ziel auf das Korn zu nehmen versteht. Im Wildstande erzielte er von drei Schüssen auf die Zugschippe mit der gemalten Sau zwei gute Treffer.

Vom Festausschusse war auch das von der Leipziger Fischeninnung alljährlich althergebrachter Gewohnheit gemäß am 3. August auf einem kleinen Teiche dicht vor der Stadt abgehaltene sogenannte Fischenstechen in den Rahmen des Bundesfischens hineingezogen. Die jüngeren Mitglieder der Innung fahren zum Wasserturnier auf ihren langen, schmalen Rähnen gegen einander los und suchen sich gegenseitig mit ihren langen Stangen in das Wasser zu stoßen, oder sie unternehmen es beim Kallringen, den am horizontal gespannten Seile zappelnden glatten Fisch loszuknipsen, während sie selbst mit Armen und Knien am Tau hängen. Den Schluß der Vorstellung bildete eine Pantomime, die allgemeine Heiterkeit bei dem zahlreich versammelten Publikum hervorrief. Ein als Schützenknecht verkleideter Fischen nahm von der inmitten des Teiches erbauten Bretterinsel Besitz und beförderte alle Besucher: Bäcker, Fleischer, Schornsteinfeger, selbst den revidirenden Polizisten rücksichtslos in das nasse Element, um endlich selbst darin zu verschwinden.

Mit scharfem Blick hat unser Künstler eine Leipziger Eigenthümlichkeit erkannt und durch den Stift verewigt. Deßhalb darf auch ich zum Schluß wohl auf dieselbe zurückkommen. In Leipzig ist das Institut der Kinderwagen in besonders hohem Grade entwickelt. Glücklicherweise waren diese mehr oder minder eleganten Behälter auf dem Festplatz nicht zugelassen. Im Laufe der Festtage hatte sich deßhalb der Gebrauch herausgebildet, an einer vom dichten Menschengewühl ziemlich entfernten Stelle der Umfassung die Kinderwagen, deren kleine Insassen auf den Armen oder an der Hand der Eltern an dem nervenerregenden Festesjubiläum Theil zu nehmen verdammt waren, zu einem ordentlichen Wagenparke geordnet aufzufahren, und irgend ein Witzbold hatte die eines Armes herausgehobene Gipsfigur, welche Kopsch als Modell gedient hatte, dort aufgestellt und mit der Inschrifttafel versehen: Hausmacht für Kinderwagen.

Herrmann Vogt.

Bienenzucht.

(Bild S. 57.)

Ehe die Bienenzucht rationell betrieben wurde, widmete man den Bienen wenig Aufmerksamkeit, sie waren sich selbst überlassen, lebten in Wäldern, in hohlen Bäumen, in Felsspalten, sogar unter der Erde. Dem nun das Feld und die Wäldungen gehörten, wo solche Bienenstöcke vorgefunden wurden, der war auch Eigentümer der Bienen mit dem vorhandenen Honig und Wachs. Sobald die Wäldungen ausgehauen wurden, mußte der finstere Wald den lichten Freizeitfeldern weichen, wodurch die Bienen ihre alte Freiheit, wild im Walde zu wohnen, verloren haben. Die Bienen haben dadurch nur gewonnen, sie wurden als Hausthiere in häusliche Zucht, Wartung und Pflege genommen, es wurden ihnen eigene Wohnungen gebaut, von intelligenten, fleißigen Bienenzüchtern rationell behandelt und mit dem günstigsten Erfolg gezüchtet, wo sie, wenn die Gegend eine pflanzenreiche ist, dem Besitzer nicht nur großen Nutzen, sondern auch viel Vergnügen und zugleich eine lehrreiche Unterhaltung gewähren. Betrachten wir an einem warmen Sommertage das Treiben der Bienen, so sind sie gewiß das schönste Sinnbild des Fleißes und der Ordnung, welches nachzuahmen sich jeder Mensch bestreben sollte. Nur diejenigen Züchter werden häufig von Bienen gestochen, die keine Pünktlichkeit und Ordnung einhalten, wodurch die Bienen gereizt oder in ihrer Arbeit gestört werden. Tausende fliegen aus und kommen in einer Stunde mit Blumenstaub beladen zurück, legen ihre Last ab und eilen wieder von Neuem fort. Das Heimgedächtnis wird abgestreift, von anderen Bienen in Empfang genommen und zum Futterbrei verarbeitet. Andere Bienen sind damit beschäftigt, das nötige Wasser beizutragen, und wiederum eine dritte Abtheilung kommt und bringt Honig, den sie mit ihren langen, haarigen Zungen von Blume zu Blume aus den Blumenkelchen ausgelesen hat. Dieser Honigsaft wird im Leibe der Bienen verarbeitet und dann in die Zellen zur Aufbewahrung und zum Gebrauche ausgegossen; ist dann eine Zelle voll von Honig, so wird sie mit einem Wachsdeckel geschlossen. Viele Bienen im Korb sind damit beschäftigt, aus Honig, Wasser und Blumenstaub einen Brei, Papp, Nahrungssaft für die Jungen, für die Brut zuzubereiten, denselben in die Zellen zu bringen, in welche die Mutter Eier gelegt hat und dann diese Eier auszubrüten. Auf diese Art sind also sehr viele Bienen mit Eintragen, Laufen und Brüten beschäftigt, viele andere stehen Wache vor dem Flugloche, daß kein Feind eindringe, sägeln mit ihren Flügeln Luft in die Wohnung und geben mit ihrem frohen Ton den glücklichen Zustand ihres Volkes zu erkennen.

In jedem gefunden Bienenstock unterscheidet man drei verschiedene Arten von Bienen, nämlich: die Königin, die Arbeitsbienen und die Drohnen.

Um unseren freundlichen Lesern einen tieferen Einblick in das geheimnißvolle Treiben der Bienen zu geben, haben wir aus sachverständiger Hand die Hauptepisoden aus dem Leben und Wirken dieser so interessanten und überaus nützlichen Thierchen durch Bild klar zu legen versucht, wobei wir zum bessern Verständniß eine kurze Erläuterung des Vorgelegten folgen lassen.

Vorn in der Mittelgruppe unter A ist der Kopf einer Biene sehr vergrößert dargestellt.

Unmittelbar darunter sehen wir die drei Bienenwesen, in der Mitte unter a die Bienenmutter (Königin, auch Weisel genannt). Dieß ist das einzige vollkommen ausgebildete Weibchen in jedem normalen Bienenstock. Sie ist viel größer, stärker, an der Brust viel wider, am Hinterleibe viel länger, hat eine lebhaftere braunliche Farbe und um die Einschnitte des Hinterleibs gelbliche Ringe. Je besser die Nahrung des Sommers ist, desto mehr legt die Königin Eier, ca. 30—50,000. Die Königin hat einen Stachel, nicht aber nicht, weil sie kein Gift hat, und gleichsam die Wächterin ihres Lebens kennt, das durch einen Stich verloren ginge.

Rechts daneben unter b ist die männliche Biene (Drohne) abgebildet. Die Drohnen sind größer, wider als die Arbeitsbienen, haben einen plumpen Körper, aber keinen Stachel. Sie sind nur in den Sommermonaten zur Befruchtung der jungen Königinnen notwendig, sie verrichten aber keine Arbeit und leben nur von reinem Honig; daher werden sie auch von den Arbeitsbienen nicht allzu lange geduldet, sondern schon im Monat August von diesen

getödtet und zum Stode hinausgeschafft, was man Drohnenschlacht nennt.

Links unter c ist eine Arbeitsbiene dargestellt, die sich von den übrigen zwei Gattungen nicht allein durch ihren kleineren Körperbau, sondern auch durch ihre besonderen Eigenschaften auszeichnet, denn sie haben die Aufgabe, Alles beizutragen, was erforderlich ist, ihre Wohnung gegen Luft und Licht mit einer Masse aus harzigen Knospen zu verwahren, nach diesem ihre Waben zu bauen, die aus regelmäßigen, meistens sechseckigen Zellen bestehen, deren Größe sie ganz dem Zwecke entsprechend zu bestimmen wissen. Die ganze Versorgung ihres Haushaltes theilen sie unter sich in verschiedene Abtheilungen mit aller Genauigkeit ein, woraus man schließen könnte, daß sie sich gegenseitig unter einander zu verständigen wissen. In dem kleinen Raum arbeitet die große Menge Arbeitsbienen, alle höchst thätig und friedlich, keine stört die andere, jede thut nur das Ihrige, sie sammeln und bereiten die Nahrung, richten die Wohnung ein, pflegen die Brut, bedienen die Königin und erhalten den Stock rein.

Abbildung 2: Bienenwabenbau. Abbildung 3: Eine Wachs-wabe darstellend, welche drei eigenthümliche Auswüchse (Erhabenheiten) in Form einer schräg herabhängenden Eichel vorzeigt. Dieß sind die Weisel-(Königin-)zellen, in denen junge Mütter ausgebrütet werden und deren Zahl sich von drei bis fünfzehn, je nach der vorhandenen Volksstärke, beläuft.

Abbildung 4 ist eine Wabe, in ein Rähmchen gefaßt dargestellt, welche die Bienen mit staunenswerther Kunstfertigkeit herzustellen vermögen. Die Wachs-theilchen schwingen sie zwischen ihren Bauchringen in Form kleiner Blättchen hervor, wonach die unteren in Traubenform hängenden Bienen dieses Baumaterial den oberen zureichen und welch' leitere wechselweise den Bau ausführen.

Merkwürdig ist die Erscheinung, daß zum vollständigen Ausschleichen einer Biene, vom Tage des gelegten Eies an gerechnet, zwanzig Tage erforderlich sind. Stirbt die Königin, während junge Brut im Stode vorhanden ist, so erweitern die Bienen eine der Brutzellen zu einer Mutterzelle, diese füllen sie mit Futterbrei, legen ein schon vorhandenes, etwas größeres Ei hinein und erbrüten sich wieder eine neue Königin.

Abbildung 5 sehen wir das Quetschen resp. Einklampfen der aus den Bauten geschnittenen Honigwaben. Besonders im Alnerburgischen wird der Honig mit Pollen als Futterhonig eingekampft, weil er sich nicht nur besser hält, indem er der Gährung nicht unterliegt, sondern auch den Bienen im kommenden Jahre unumgänglich nothwendig ist.

Abbildung 6 wird der gekampfte Honig ausgelassen und geklärt. Der geklärt wird durch den Krahn abgelassen, die Pollen-theile, weil schwerer, senken sich zu Boden, während die Wachs-theilchen, als leichter, oben schwimmen. Mitin kommt durch diese Prozedur guter, reiner Honig zum Verkauf.

Abbildung 9. Honig aus einem Korb zu nehmen ist immerhin schwierig und macht erforderlich, daß der Korb von seinem Stande genommen, umgestülpt und tüchtig geräuchert wird, wodurch die Bienen weniger lästig werden.

In der Neuzeit wurde jedoch die Korbbienenzucht (Stabilbau) so ziemlich von der Kastenbienenzucht (Mobilbau) verdrängt, doch suchten Andere die Korb- und Kastenbienenzucht wieder mit einander zu vereinigen, was ebenfalls zu rühmen ist. Bei der Kastenbienenzucht sind die Bienenwohnungen zierliche Häuschen, deren innere Einrichtung die beliebige Herausnahme und Wiedereinfügung einzelner oder mehrerer Waben mit Bienen gestattet, ohne dem Ganzen im geringsten zu schaden. Nun ist es auch möglich, den Korbbienenbau mit dem Kastenbienenbau zu vereinigen, die alten Bienenwohnungen mit festem Bau mit solchen Vorrichtungen zu verbinden, die den erhöhten Ertrag einer Bienenwohnung mit bewegbaren Waben gewährt, was durch Aufsätze kleiner hölzerner Kästchen mit Dach auf den Strohkorb erzielt wird. In einem solchen Kästchen sind Stäbchen, an denen die Bienen nach gegebener Vorrichtung die Wachs-waben bauen, dann vollfüllen, wonach sie von dem Bienenwirth für seine Bedürfnisse genommen werden.

Abbildung 7. Um den Honig aus den gefüllten Waben leicht und schnell zu gewinnen, hat man eine Maschine, die mittelst schneller Bewegung und Drehung um ihre Achse durch Luftdruck den Honig aus den Wabenzellen preßt und an die innere Wand des Behälters schleudert, wonach derselbe zu Boden sinkt und dann durch den Krahn in ein untergestelltes Gefäß hell und rein herausfließt. Man nennt eine solche Maschine Centrifugalmaschine oder Honigschleuder.

Hat sich ein Schwarm an irgend einen Gegenstand angehängt, wie in der Abbildung 8 ersichtlich ist, so solle man denselben und bringe ihn sogleich in eine Wohnung, stelle den Korb auf einige Holz, so daß die Bienen einziehen können. Ist die Königin im Stode, so sammeln sich die Bienen schneller im Korb, sind muthig und geben durch ein freudiges Gekomme ihr Wohlbehagen in der neuen Wohnung gleichsam kund. Der Schwarm wird durch einen kräftigen Ruck in einen alten Stülpford geschüttelt; nachdem sich die Bienen gesammelt, werden sie erst in die für sie bestimmte Wohnung gebracht.

Nicht viele, sondern nur vollreife Stöcke gewähren einen ersprießlichen Nutzen, daher sich leider auch gar zu oft das Sprichwort bewährt: „Viel Schwärme, wenig Honig.“ Schwärmerci thut selten gut, auch in der Bienenzucht nicht. Ein Schwarm soll nur dann ausziehen, wenn in der alten Wohnung nicht mehr alle Platz finden. Die alte Mutter zieht mit einem Theil der Bienen aus, im Mutterstock bleibt eine junge Königin zurück.

Ferdinand Ritter von Hochstetter.

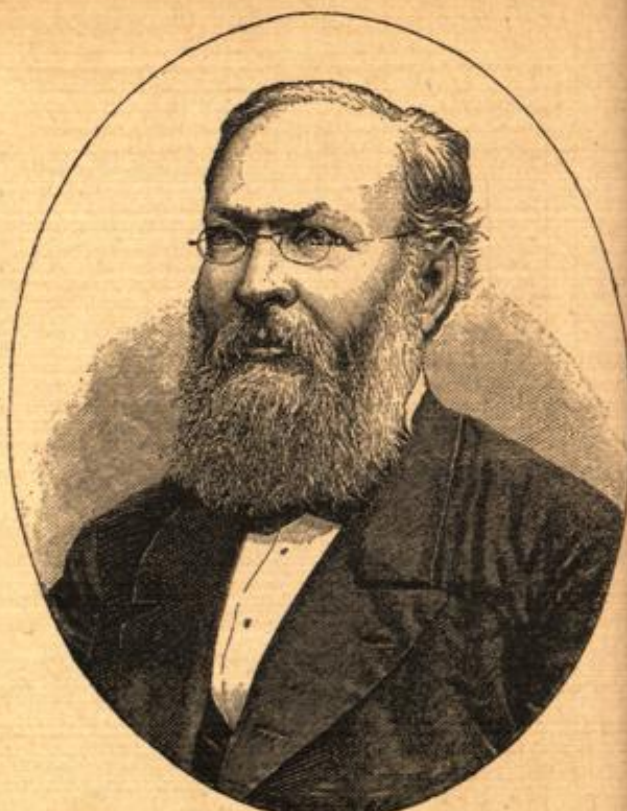
(Portrait S. 56.)

Der in der Ueberschrift genannte große Gelehrte, dessen wohlgetroffenes Portrait unseren Lesern vorlegen zu können uns zur Befriedigung gereicht, war ein kind schwebischer Erde. Seine Wurzeln stand in Göttingen am Necker, wo er am 30. April 1820 als Sohn des dortigen Pfarrers das Licht der Welt erblickte. Natürlich wanderte der heranwachsende Jüngling in's „Stift“ nach Tübingen, um sich in landesüblicher Weise dem Studium der Theologie zu widmen, welchem indes kein reger, forschender Geist nur wenig Geshmack abzugewinnen vermochte. Desto stärker fühlte er sich zu den Naturwissenschaften hingezogen, für welche der Geologe Quenstedt mit seinen überaus lehrreichen Vorträgen und Ausflügen



Heinrich Laube. (S. 51.)

überrast worden sein von dem unerwarteten, hohen Fluge seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Nach Vollendung seiner Studien und Erlangung des Doktorgrades (1851) wandte sich unser junger Geologe nach Oesterreich, wo er Verwandte hatte, und fand sehr bald an der 1848 gegründeten geologischen Reichsanstalt zu Wien eine Anstellung und eine Beschäftigung, welche ihm gestattete, die in ihm verborgen schlummernden Talente zu entfalten und seinen feinen Sinn für Naturbeobachtung zu schärfen. Vier Jahre lang machte er geologische Aufnahmen im Böhmerwalde und entwickelte dabei ein solches Geschick, daß er in Folge seiner trefflichen Leistungen von der geologischen Reichsanstalt der damals in der Vorbereitung begriffenen Expedition der österreichischen Fregatte „Novara“ als geologischer Begleiter empfohlen wurde. Um sich auf diese Weltumseglung würdig vorzubereiten, ging Hochstetter zuerst nach England, wo er sich im Winter 1856/57 von dem berühmten Physiker General Sabine unterweisen ließ. Hochstetter's Antheil an der Novara-Expedition selbst ist allgemein bekannt, seine Reisebriefe trugen nicht wenig dazu bei, das Unternehmen auch außerhalb Oesterreichs populär zu machen, und als die Expedition zum Schlusse ihrer Fahrt in dem damals noch so gut wie unbekannten Neuseeland ankam, erbat sich die neuseeländische Regierung unsern Hochstetter, um eine geologische Aufnahme der Doppelfinsel zu veranstalten. Neun Monate verweilte zu diesem Zwecke Hochstetter in dem merkwürdigen Lande, als dessen wissenschaftlicher Entdecker er thatsächlich zu betrachten ist. Sein 1863 bei J. G. Cotta in Stuttgart erschienenes Buch „Neuseeland“ ist bis jetzt nicht übertroffen worden. Seiner Rückkehr nach Europa folgte ein kurzer Aufenthalt in der schwäbischen Heimat, der leider durch den Verlust seines geliebten



Ferdinand von Hochstetter. (S. 55.)

Vaters getrübt wurde, dann kehrte Hochstetter nach Oesterreich zurück, wo er 1860 die ordentliche Professur der Geologie und Paläontologie an der technischen Hochschule in Wien erhielt, ein Amt, welches er bis vor wenigen Jahren inne hatte. In dieser Stellung lernte damals Schreiber dieser Zeilen den berühmten Gelehrten kennen, mit welchem ihn bald aufrichtige Freundschaft verband, zumal die in den letzten Jahren durchgeführte Reorganisation der Wiener geographischen Gesellschaft, zu deren

eine große Anzahl von Schülern begeisterte. Nach Aussage Derjenigen, welche unsern Hochstetter in jener Periode seines Lebens kannten, war derselbe übrigens damals eine durchaus unentwickelte Persönlichkeit, linksch und ungehebt, wie denn auch bei aller Liebenswürdigkeit des Charakters und Regsamkeit des Geistes eine gewisse Schwerfälligkeit des Auftretens ihm bis zu seinem Lebensende eigen geblieben ist. Seine Tübinger Zeitgenossen hatten keine sehr hohe Meinung von Hochstetter und mögen später freudig

Präsident Hochstetter schließlich erwählt wurde, eine große Menge gemeinsamer Berührungspunkte schuf. Hochstetter war damals schon ganz Oesterreicher geworden, hatte eine Wienerin als Ehegattin außerforen und wohnte in einem ungemein gemüthlichen Hauswesen in der Hauptstraße von Oberdöbling, dicht vor den Thoren Wiens; den Sohn Schwabens hat er aber niemals verleugnet, weder in Sprache noch in Sitte. Nach einem Jahrzehnt scheinbarer Ruhe, in welchem Hochstetter jedoch ungemein anregend



Das Auserstechen im Gailthale (Kärnten). Zeichnung von Franz von Pausinger. (S. 58.)



1. Kopf einer Biene, a. Bienenmutter (Königin), b. männliche Biene (Drohne), c. Arbeitsbiene. — 2. Bienenwabenbau. — 3. Eine Wachsware mit Auswüchsen. — 4. Wabe in Rähmchen gefügt. — 5. Einfahren der Honigwaben. — 6. Klären des Honigs. — 7. Das Ausschleudern des Honigs. — 8. Einfangen des Schwarms. — 9. Ausnehmen des Honigs.

Bienenzucht. Nach einer Skizze von H. Kwiatorowski. (S. 55.)

und befruchtend auf die wissenschaftlichen Kreise der österreichischen Hauptstadt gewirkt, griff er abermals zum Wanderstabe und durchzog 1870 die Balkanhalbinsel; er fertigte bei dieser Gelegenheit die einzige geologische Karte jener Länder. Schon 1872 treffen wir ihn wieder auf einer wissenschaftlichen Reise, diesmal im Ural. Von dort zurückgekommen und zum naturwissenschaftlichen Lehrer des Kronprinzen Rudolph ernannt, 1874 endlich zum k. k. Hofrath befördert, durfte Hochstetter mit Befriedigung auf die zurückgelegte Lebensbahn blicken. Mit zahlreichen Ehrenzeichen geschmückt, als Besitzer des Ordens der eisernen Krone in den österreichischen Ritterstand erhoben, im trauten Kreise seiner Familie durfte er sich wahrhaft glücklich wähnen. Und dennoch öffnete sich ihm noch ein neues Feld der Thätigkeit, als er 1876 zum Intendanten der naturhistorischen Museen und zwei Jahre später zum Direktor des Hofmineralienkabinetts ernannt wurde. Jetzt erst konnte Hochstetter frei sich entfalten und das wirkliche Talent zum Organisiren zeigen, das in seinen früheren Stellungen nie zu Tage zu treten Gelegenheit fand. In die Details dieser neuen Arbeiten wollen wir uns hier nicht einlassen, nur so viel andeuten, daß er unter Anderem für die Schöpfung eines eigenen prähistorischen und ethnographischen Museums mit voller Jugenkraft eintrat. Schreiber dieses hatte, von Hochstetter geführt, wiederholt Gelegenheit, die Schätze zu bewundern, welche der Fleiß und die Energie des seltenen Mannes binnen wenigen Jahren aus allen Theilen der Erde in Wien zu vereinigen wußte. Leider war es ihm nicht gegönnt, die Aufstellung derselben und die Vollendung der im Aushern allerdings schon fertigen neuen Museen zu erleben. Eine Nerven- und Rückenmarkskrankheit zehrte seit einigen Jahren an dem stattlichen, seiner Erscheinung nach robusten Manne und machte am 18. Juli d. J. einem Leben ein Ende, welches viel zu früh erlosch, nicht bloß für seine Verehrer und Freunde, sondern auch für die glänzenden Schöpfungen, welche er unvollendet hinterlassen muß, für die Wissenschaft überhaupt, in deren Geschichte er seinen Namen verewigt hat.

S. v. G.

Das Rufensteden im Gailthal (Kärnten).

(Bund S. 56.)

Betrachtet man die Befähigungen eines Volkes als den treuen Spiegel des Wesens desselben, wie es die olympischen Spiele der Griechen, die Gladiatorenkämpfe der Römer ja thatsächlich waren, wie es die Stiergefächte der Spanier noch heute sind, so steht man dem wunderlichen Turne auf unserem Bilde ziemlich verständnißlos gegenüber, zumal die sonst so geschwätige Chronik über die Entstehung desselben nicht die geringste Aufklärung gibt.

Zwar sind die Untergailthaler — ihrer Nationalität nach Slaven und Stammesverwandte der Slovenen in Steiermark und Krain — als Pferdezügler nicht unheimlich bekannt, doch würde diesem Umstande weit eher ein blühendes Wetrennen oder Fahren als eine Uebung entsprechen, welche vorzüglich Reitergeschicklichkeit, Kraft des Armes, Sicherheit des Auges, kurz jene körperlichen Eigenschaften erfordert, welche man an den tapferen Paladinen vergangener Jahrhunderte, vom gehörnten Siegfried bis zu Götz von Berlichingen, bewunderte, für deren besondere Werthschätzung und Ausbildung von Seite eines mit Spaten und Mistgabel hantirenden Bergvolkes jedoch ein sichtbarer Anlaß um so weniger vorliegt, als bei der verwandten slavischen Bevölkerung in Krain und Steiermark keine Spur von ähnlicher „ritterlicher“ Sitte und Lustbarkeit aufzufinden ist.

Es bleibt somit dem Forscher zur Erklärung des vorstehenden Volksspiels nur der große Verlegenheitsreiter „Zufall“, er müßte es denn als eine lustige Parodie der mittelalterlichen Herrenturne des „Ruhbirens“ auffassen, für welche Annahme allerdings nicht nur der heitere Sinn wie der gesunde Mutterwitz der Untergailthaler, sondern auch so mancher charakteristische Zug des Festes zu sprechen scheint.*)

Das Spiel des Rufensteden ist übrigens leider wie so mancher harmlos heitere Volkssbrauch im Aussterben begriffen und wird nur noch in dem Dorfe Feistritz am Gailflusse als ein integrierender Theil der Pfingstfreuden gepflegt.

Schon am frühen Morgen des Pfingstmontags strömt das ländliche Publikum von allen Seiten auf dem Festrte zusammen, einem geräumigen Plage inmitten des etwa hundert Häuser zählenden Gledens, dessen malerischen Hintergrund der gewaltige Dobrac (Wildauer Alp) bildet, die Männer meist in Kniefalten und Lederröcken, das weibliche Geschlecht in der berühmten toletten Tracht mit dem schmutzen Nieder, dem spitzenumräumten Brustlatz und dem kurzen dunklen Röckchen, welche im Vereine mit „der Reize gottbegnadeter Fräule“ schon manchem Touristenherzen gefährlich wurde.

Ganz wie einst vor Beginn wohlgenussenen Lanzenstechens künden auch hier laute Fanfaren den Einzug der edlen Kämpen, die nun stolz auf feisten, ungefalteten Köffen unter Jurauf und Tücher-schwenken der Zuschauer den Kampfplatz betreten, in dessen Mittelpunkt eine Kufe derart auf einem eingerammten Pfahl befestigt ist, daß sie sich auf denselben unter kräftiger Berührung gleich einem Rade um ihre Achse dreht.

Die massive, eisenbeschlagene Kufe im vollen Rennen mit wuchtigem Schläge zu treffen und schließlich zu zertrümmern, ist die keineswegs leichte Aufgabe der „waderen Degen“, welche zu diesem Behufe mit einer drei Fuß langen, oben verdickten und daher sehr schwer zu handhabenden Eisenklinge ausgerüstet sind, einer Waffe, die den ritterlichen Streiksolben höchst respektabel vertritt, während der Bauernhut das adelige Varet, die Zipfelmütze den Helm mit wackender Bier zum Mindesten sehr praktisch ersetzen.

Auf eine abermalige Fanfare sprengen die Reiter mit verhängten Bügeln dem Ziele zu, Jeder den Andern an Geschicklichkeit und Kraft zu übertreffen suchend, und je nach dem Erfolge lauten Jubel oder lautes Gelächter einheimend; der Unglückliche aber, dessen Schlag etwa, an der leicht beweglichen Kufe abprallend, die Weiche des eigenen edlen Schlachttrofes trifft und welcher von dem letzteren in gerechter Entrüstung kurzweg zur lieben Mutter Erde befördert wird, darf nebst dem Schaden einer tüchtigen Weule oder eines hinterden Fußes auch für den Spott nimmer sorgen.

Dagegen erwartet auch den glücklichen Sieger, unter dessen

*) In den deutschen Alpenhöhlen Kärntens wird in der Brechelzeit beim sogenannten „Schimmelreiten“ thatsächlich eine solche Parodie auf alten Ritterbrauch aufgeführt.

Eisenkolben die Kufe zerstellte, der höchste Ritterlohn von schöner Hand in Gestalt eines duftenden Blumenkranzes, welcher von den heirathsfähigen Mädchen des Dorfes gespendet, von der Schmuckten aus deren Mitte auf dem leeren Pfahle befestigt und sodann von dem Glücklichen unter betäubendem Jubel mit der Eisenklinge herabgeholt wird.

Und wie einst dem Ritterspiele der sittige Reigen im Brunstsaale, so folgt auch hier dem Rufensteden der lustige „Hobler“ auf der Tenne, wobei selbstverständlich die schmutze Kranzhedsterin an die Seite des Siegers gehört, diesem aber außerdem die galante Ritterspflicht obliegt, seine Tänzerin sowohl als die übrigen Kranzspenderinnen mit Nachwerk und Zuderwein zu traktiren.

Der sonst als sehr sparsam bekannte Untergailthaler steht in dem Rufe, sich bei solchen Gelegenheiten namentlich dem schönen Geschlechte gegenüber keineswegs als Anider zu zeigen, und so dürfte schließlich auch in diesem Falle der weise Mirza-Schaffy Recht behalten, der da singt:

„Das Paradies der Erde
Liegt auf dem Rücken der Pferde,
In der Gesundheit des Reides
Und am Herzen des Weibes!“

Eg.

Am Deiche.

Eine Geschichte aus den Marschen

von

Ludwig Freiherrn von Ompfeda.

(Fortsetzung.)

In nördlicher Richtung vom Brockenpolder liegt mitten im offenen Meere ein kleines Eiland. Es bildet ein Glied der langen Inselkette, die sich als schütender Damm der niedrigen Küste der friesischen Seelände vorlagert. Einst war hier, so erzählt die Sage, ein weitgestreckter, fruchtbarer, belebter Landstrich. Aber die Fluten verschlangen Stadt, Dörfer und Felder. Jetzt steht dort nur noch eine hohe Sanddüne, umgeben von Muschelbänken und vom flachen Strande, den die Flut täglich überströmt. Um Schlamm und Sandbänke, zwischen denen auch wohl noch eine steinharte Thonmasse, das alte Fundament dieser Bodenbildungen, zu Tage steht, schlängelt sich ein wirres Netz von tief ausgewaschenen Rinnen, in denen das letzte Ebbwasser landabwärts läuft. Aus den flüssigen Wellenlinien ragt das gespenstische Gerippe eines vom Sande eingesogenen gestrandeten Schiffes empor. Im Frühjahr sind dort an trockeneren Stellen die Brutplätze unzähliger Schaaren von flatternden, schreienden Wasservögeln, an deren Eiern die Fischerboote einen grausamen Raub verüben. Jetzt aber, im hohen Sommer, lag der helle Sand vor Magda's beobachtendem Auge einsam und verlassen in der Ferne. Ihr scharfes Doppelglas jedoch zeigte ihr dort vom Deiche aus bei warmem, hellem Wetter regelmäßig einige bewegliche schwarze Punkte, die abwechselnd kamen und verschwanden. Einer der Arbeiter, mit dem sie durch wechselseitige kleine Dienstleistungen Freundschaft angeknüpft hatte, erklärte ihr die unverständliche Erscheinung. Es seien Seehunde, die sich dort in beschaulicher Ruhe begähten konnten. Rasch erwachte in ihr der künstlerische Wunsch, diese seltsamen Strandbewohner in der Nähe zu betrachten. Sie hegte die stille Hoffnung, daß daraus ein hübsches malerisches Motiv für eines der Bilder erwachsen möge, die sie im Sinne trug und durch deren Ausführung sie hoffte, ihre künstlerische Laufbahn und ihre zukünftige selbstständige Lebensstellung zu begründen. Als sie sich jedoch nach einem Schiffer erkundigte, der sie hinüber brächte, erfuhr sie, daß es in dieser Jahreszeit verboten sei, jene Sandplatte ohne die Erlaubnis der Eigentümer, der Herren Ukena und Lammendorf, zu betreten. Denn diese wollten ihr jagdbares Wild, die Robben, nicht durch unbefugte Besucher verschrecken lassen. Magda legte daher diesen Wunsch zu den übrigen unerfüllbaren. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, Abrecht mit einer Bitte entgegenzukommen. Aber immer wieder lagen die schwarzen, lodenden Punkte dort drüben vor ihren spähenden Augen. Endlich fragte sie vorsichtig und beiläufig bei Theba an, ob denn niemals einem zuverlässigen Schiffer gestattet sei, das verbotene Eiland zu betreten. Die kleine Frau war hoch erfreut, als ihr ernsther, stiller Gast ihr endlich einmal zu einer Gefälligkeit Gelegenheit gab. Sie vertraute trotz Magda's Verbot ihrem Gatten den Wunsch derselben. Und so geschah es, daß diese, durch ihre eigene Anregung gefangen, nicht wohl ausschlagen konnte, die beiden Herren auf ihrem nächsten Jagzuge zu begleiten. Man kam überein, sich morgen bei halber Ebbezeit am nordwestlichen Ende des gemeinsamen Besitzes zu vereinigen, wo das Abwässerungsjel des Brockenpolders in den Fluß einmündet, der dort das bedeckte Land verläßt und dem Anwache entlang sich durch das Watt nordöstlich in die offene See ergießt. Hier lag in einem kleinen, geschützten Vorhafen das Segelboot für Sybo's und Abrecht's Ausflüge. Als jedoch letzterer mit seiner schönen Jagdgefährtin am Plage des Stellbichs anlangte, erwartete sie dort statt Sybo dessen Brief. Ein unvergesehenes und unaussprechbares Geschäft fesselte den dienstbesessenen Deichgeschworenen für heute am Lande. Magda war nicht unzufrieden mit der Abwesenheit des jungen Nachbarn. Sie sah nach Theba's Mittheilungen in ihm einen stillen Bewerber, den sie nicht willkommen heißen konnte. Als nun Abrecht seinen Verdruss über des Fremdes Ausbleiben nicht verhehlte, da er es bedenklich fand, die Steuerung des Bootes zusammen mit der Füh-

rung des Segels allein zu übernehmen, regte sich in ihr der trotzigste Geist des Widerspruchs. Völlig unbekannt mit den Schwierigkeiten und möglichen Gefahren des Unternehmens, ließ sie nicht undeutlich und nicht ohne einen Anflug von Spott durchblicken, daß ihr Abrecht's Vorsicht nicht gerade als Gefährtin der — Herzhaftigkeit erscheine. Sie ging sogar so weit, ihm vorzuschlagen, er solle sie und sein Boot irgend einem der im Flusse hantirenden Fischer anvertrauen, denn sie möge bei so klarem Wetter und so ruhiger See von dem kleinen Ausfluge nur ungern absteigen. So trieb sie ihren Begleiter dahin, seine wohlgerichtetfertigten Bedenken zu unterdrücken, und das Fahrzeug stieß vom Lande.

Das abfließende Wasser und eine frische Südbrise brachten die kühnen Seefahrer in weniger als zwei Stunden an den einsamen Strand. Abrecht wählte zum Landen eine Stelle, die gegen den bekannten Sammelplatz der Robben unter dem Winde lag, wie des Jägers Kunst das vorschreibt. Vorsichtig, gebeugt, schlichen und krochen Beide vorwärts auf dem nassen, harten Sande, in den jedoch jeder verweilende Fuß alsbald versinkt, bis sie sich hinter einer niedrigen Muschelbank lagern konnten, so nahe als möglich dem Punkte, an welchem die scheuen Thiere das Land zu betreten pflegten. Abrecht hatte für das Fräulein zur Unterlage beim gezwungenen Ruhen eine dichte Decke mitgebracht, die er auf einen rasch zusammengegrasteten Haufen Seegras breitete. Er selbst, in hohen Wasserstiefeln, warmer Friesjacke und breitrandigem Südwester, war der Feuchtigkeit des Sandes unzugänglich. Als jetzt Magda vorsichtig den Blick über den Rand ihres Versteckes erhob, sah sie zu ihrer freudigen Ueberraschung bereits zwei Thiere in so großer Nähe ruhig am Strande liegend vor sich, daß sie die kegelförmigen, kurzbeinigen, schmutzigen Gestalten mit Leichtigkeit im Stützenbuche festlegen konnte. Mitten in ihrer eifrigen Arbeit berührte Abrecht leise ihren Arm und wies nach links auf die See. Da gewahrte sie über dem weißen Kämme der überstürzenden Welle einen runden, glatten Kopf mit kurzer Hundeschnauze und langen Schnurrhaaren sich erheben. Seine großen, glänzenden Augen waren ihr zugewandt, jedoch ohne sie zu erblicken. Diese groteske Erscheinung vollendete das gelungene kleine Bild. Als die Zeichnung beendet war, wünschte Abrecht, sein Bild auch in der Landbewegung zu zeigen. Er feuerte zwei rasche Schüsse in die Luft. Flugs gerieten die ruhenden Thiere in überstürzende Bewegung und watschelten auf ihren kurzen Flossenfüßen in posierlichster Hast dem Ufer zu. Mit fugelem Sprunge verschwanden sie dort in den anspülenden Wellen.

In gehobener Stimmung und mit einigen spärlichen, nicht geradezu unfreundlich klingenden Dankesworten nahm Magda ihren Platz auf der Bank am Waße wieder ein. Abrecht hakte das kleine Quersiegel auf, gab ihm, da der Südwest ihnen jetzt in schiefer Richtung fast von vorn kam, die erforderliche Stellung nach der Leeite zu, spannte es mittelst der Schooten scharf an, setzte sich an's Rudern und überließ es nun der frischen Brise, das leichte Schiffchen über den Meeresarm an den Deich zurückzuführen. Den Kurs mußte er ein wenig ostwärts nehmen; er rechnete, daß später die steigende Flut ihn im äußeren Bette des Flusses wieder hinauf an's Ziel tragen sollte. Leichter, als er selbst gehofft, überwand er die doppelte Thätigkeit, gleichzeitig das Steuerruder zu führen und das Segel zu behandeln. Denn Magda hatte die wirklichen, von ihr nicht geahnten Schwierigkeiten bald erkannt gehabt, ihre Hilfe angeboten und war ihm, so weit sie es vermochte, bei den kleinen Manövern der Schiffsolentung dienstfertig und geschickt zur Hand gegangen.

Ein fröhliches Frühstück entsprach während des ersten Theils der Heimfahrt dem durch die frische Salzluft geschärften Appetit und hob die Lebensgeister.

Abrecht erfreute sich schweigend der milderen, nobleren Stimmung des schönen Mädchens. Er beobachtete, — wie er es in lechter Zeit zu eigener Ueberraschung häufig gethan — mit Theilnahme und nicht ohne Bewunderung die edlen, reinen Züge, deren gesunder, farbloser Ton heute durch einen flüchtigen Anhauch von zartem, durchschimmerndem Roth belebt war. Noch niemals meinte er eine solche Schmieglamkeit und Grazie der Bewegung mit so hoher, kräftiger Gestalt vereint gesehen zu haben. Die edlen Linien, in denen diese sich gegen Himmel und Wasser abhob, wenn Magda mit hoch erhobenen Händen und zurückgewandtem Haupte sich bemühte, eine widerspenstige Schleife an dem Segel zu binden oder die Schooten im Ringe mit künstlicher Schlinge anzuziehen und zu lockern, erinnerten ihn an die Marmorbilder der schönen antiken Korbträgerinnen. Nur unendlich reizvoller erschien sie ihm durch Leben und Bewegung. Ein flüchtiger, warmer Eindruck schoß durch seine Seele: daß es wohl schlimm um manchen guten Gesellen bestellt sein dürfte, einer von solcher Vogel-sängerin gebundenen Schlinge zu entgehen oder gar, wenn gefangen, sich wieder heraus zu ziehen.

Endlich löste sein durch solche Betrachtung ihm selbst unmerklich erwärmter Pulsschlag die bis dahin schweigende Zunge.

„Gefällt Ihnen die Meerfahrt, Fräulein Brandau?“ fragte er vorsichtig.

„Ungemein!“ versicherte sie mit lebhafter Betonung. „Es ist ein kräftiger, nur zu kurzer Athemzug. Ich behalte hier stets das Land vor und hinter mir in Sicht.“

„Um so leichter steuert man richtigen Kurs,“ erwiderte

er lächelnd. „Ich habe manche Woche nur zwischen Himmel und Wasser gelebt; aber stets habe ich die ungeheure, ruheloſe und einſörmige Weite zu erdrückend gefunden, um ſie rein zu bewundern. Immer lief ich gern wieder in den ſichern, bekannten Haſen ein.“

„Das begreife ich nicht,“ meinte Magda. „Meine Wünſche wären das nicht. Sie gehen hinaus aus den engen Schranken meines bisherigen Lebenslaufes, auf's weite, hohe, grenzenloſe Meer, durch Sonnenschein und Sturm, nach fernem, mir noch unbekanntem Zielen.“

Albrecht ſah vom Ruder zur ſchönen Rednerin am Maſte hinüber. Der ungewohnte Schwung ihrer Worte überrafchte ihn.

„Man ſieht, daß Sie noch recht jung ſind, Fräulein Brandau,“ ſagte er lächelnd. „Sie haben noch Illuſionen. Ich — ich bin ſchon ein alter Mann. Da verzichtet man ſogar auf vollen, klaren Sonnenschein und vegetirt gelaffen im Halbschatten, ſicher vor Heimgang und — Seekrankheit.“

Magda Brandau erhob nun auch ihre Augen, die bis dahin mit der Betrachtung einer ſeltenen Muſchel beſchäftigt geweſen waren, und ließ ſie auf dem Manne mit der früh gealterten Entſagung ruhen, der dort in voller körperlicher Kraft und Jugendfrische ihr gegenüber ſaß. Albrecht ſah dieſen großen, tiefen Blick auf. Einen Moment lang ruhten ihre Augen in einander. Dann wandte Magda ſich ab, in's Weite. Sie war wieder ſehr blaß geworden. Einige Zeit lang verſtummt das Geſpräch der beiden Seefahrer.

„Sie fühlen ſich bei uns nicht wohl — Sie ſind nicht zufrieden, Fräulein Brandau,“ hob jezt Albrecht mit wohlwollender Stimme wieder an.

„Ich bin weder krank noch unzufrieden,“ tönte es zurück.

„O ja,“ beharrte er, „namentlich mit mir ſind Sie unzufrieden.“

„Habe ich Sie das jemals fühlen laſſen?“ fragte Magda ausweichend und zugleich nicht ohne Verlegenheit über ihr verſchlüssenes Zuſtändniß ſeiner Anklage.

„Ich dachte doch,“ meinte Albrecht beluſtigt. „Alſo ich habe mich nicht geirrt?“

„Ich habe niemals lügen gekonnt,“ bejahte Magda jezt offen die gerade Frage.

„Bin ich noch immer in gleicher Verdamniß?“ drängte Albrecht weiter.

Magda ſchwieg einen Augenblick. Sie ſah hinaus auf die gewandten Delyphine, deren lange Reißen in der Ferne mit wälzenden Bewegungen aus den Wellen emporſchnellten.

„Nein!“ ſagte ſie dann leiſe und mit bedeckter Stimme, ohne ihr Geſicht dem unbeſcheidenen Frager zuzuwenden.

„Fräulein Brandau,“ begann nun Albrecht wieder mit warmem, eindringlichem Ausdruck, „meinen Sie nicht, daß Sie — verpflichtet wären, mir die Gründe Ihres Verhaltens gegen mich mitzutheilen; denn jezt gehört Ihre Ungnade — wenn ich Sie richtig verſtehe — doch wohl der Vergangenheit an.“

„Das würde eine allzu lange Beichte werden,“ erwiderte ſie ablehnend, aber nicht ungehalten.

„Reinesfalls ſo lang, als meine unverdiente Strafe gedauert hat.“

Magda ſchwieg.

„Ich möchte jezt gern mit Ihnen zu einem unbefangenen freundlichen Verkehr gelangen,“ fuhr Albrecht fort. „Und dafür müſſen wir uns doch zunächſt und vor Allem offen gegen einander ausgeſprochen haben.“

„Ich geſtehe die Verletzung Ihres Verlangens zu,“ räumte das Fräulein nach einigem Zögern ein. „Aber meine Beichte wird mich, fürchte ich, vor Ihnen nicht freisprechen. Eher das Gegentheil. Ich weiß, ich werde Ihnen recht wunderlich, vielleicht ſogar recht unvernünftig erſcheinen.“

„Bitte, reſſen Sie zunächſt das Segel noch ein wenig mehr,“ unterbrach Albrecht den Beginn ihres Bekenntniſſes. „Der Wind beginnt etwas zu ſtoßen und umzuſpringen. Wenn ich ein Zeichen gebe, ſo wiſſen Sie jezt, wie wir das Segel überholen — ich meine umlegen müſſen.“

Magda that, wie geheißen.

„So iſt's genug. Ich danke Ihnen!“ fuhr Albrecht fort. „Wir werden mit dem Boote ein wenig kreuzen müſſen, um zum Ziele zu gelangen. Sie ſelbſt aber bitte ich herzlich, jezt mit mir völlig geraden Kurs zu ſteuern.“

Magda hatte ihren Platz gewechſelt, ſo daß ſie nun im rechten Winkel zum Steuermann ſaß und frei vor ſich hin ſehen konnte, ohne ſeinem Blick zu begegnen. Dann begann ſie ohne weitere Anregung:

„Ich habe, ſchon ſeit ich die Kinderſchuhe austrat, das Unglück gehabt, für etwas zu gelten, was die Menſchen im Allgemeinen als einen Vorzug und Segen betrachten, nämlich für eine — ich muß das widerwärtige Wort ausſprechen — für eine Schönheit. Mir aber hat dieſe Mitgift der Natur — die ich ja nun einmal durchaus beſitzen ſoll — mein Leben verbittert, ſie iſt mir ein Fluch geworden!“

Der Anfang klang allerdings von des jungen Mädchens eigenen Lippen wunderbarlich genug.

„Mein Vater war ein armer Offizier. Er war kein lebenswürdiger Menſch oder was man einen Weltmann nennt. Aber er war im vollſten Sinne des Wortes ein Ehreemann; uneigennützig und in ſeiner oft ſchwierigen Lage ſtets cavaliermäßig im Denken und Handeln. Ich möchte ſagen, er war ein Idealſt, nicht minder ſtolz auf ſeine Armuth als auf ſeinen Stand. So wurde ich erzogen, ſtreng, hart vielleicht, aber nach dem reinſten

Vorbild. Als er ſtarb, zählte ich erſt vierzehn Jahre. Der mittelloſen Waiſe nahm ſich Tante Roſalie mittheilend an. Sie iſt im Grunde eine gutmüthige Frau, aber oberflächlich und in gewiſſen praktiſchen Punkten ein — lebenskluges Weltkind. Bald hörte ich nun aus ihrem Munde und aus dem ihrer Bekannten Worte — lobende Worte, die meinem Ohre und meiner Seele völlig fremd, ja, die im väterlichen Hauſe unerhört geweſen wären: „Die Magda wird eine Schönheit werden; — ſie wird den Herren einmal die Köpfe verbrehen; — die bleibt Ihnen nicht ſitzen — die macht ſicher eine glänzende Partie.“ Damals verſtand ich kaum, was die Leute eigentlich meinten. Ich hielt dieſe ſonderbaren Prophezeiungen für artige Scherze, die dem armen, verlaſſenen Kinde ein koſtloſes Wohlwollen ausdrücken ſollten. Dann kam ich in die Penſion, wo ich den Stolz meiner Armuth — mein einziges väterliches Erbtheil — wohl arg zur Schau getragen haben muß. Denn die anderen reicheren Mädchen lachten über mich und nannten mich die „Prinzeſſin“. Hinter meinem Rücken auch wohl die „Bettelpriinzeſſin“. Nur Theba hing in unveränderlicher, treuer Freundschaft an mir. Ich fürchte, ich habe ihr das damals nicht immer genügend gedankt.

„Als ich mit achtzehn Jahren zur Tante Roſalie zurückkam, wurde aus den früheren ſcherzhaften Lobesworten bitterer Ernſt. „Du biſt nun eine Schönheit geworden, und Du haſt nebenher auch Verſtand. Das ſind zwei ſeltene Gaben. Die mußt Du verwerthen in der Welt, denn Du biſt arm. Du mußt ſuchen, den Männern zu gefallen. Du mußt vor Allem ſuchen, einen reichen Mann zu — erwiſchen.“

„So lautete der Text ihrer täglichen Predigten. Anſangs bäumte ich mich auf gegen dieſe Lebensklugheit. Mein ſtolzer Sinn, mein ererbtes Ehrgefühl empfanden ſie als Beleidigungen meiner Mädchenwürde. Dann ertrug ich ſie ſchweigend. Mein Erfolg in der Welt blieb ja nicht aus. Die Herren drängten ſich huldigend um mich. Aber bald erkannte ich, daß ihre Huldigungen für mich einen andern Ton anſchlugen als ihre Bemühungen um andere junge Mädchen. Ich ſtand allein in der Welt, denn Tante Roſalie lachte über meine kindiſche Empfindlichkeit, anſtatt ſie zu ſchonen und zu ſchützen. Ich war ein armes Mädchen und eine Schönheit. Solche umſchwärmt man, aber man — nimmt ſie nicht ernſthaft. Ich war von Vielen geſiegt und Einige — es waren die Glänzendſten und Geſuchteſten unter ihnen, meiſtens in ſich ſelber verliebt, die ſogenannten Unwiderſtehlichen — wurden zudringlich. Ich kam mir vor wie eine ſeltene Luxuswaare, die ausgestellt wird und die Jeder frei beſehen kann, auch wer die feſte Abſicht hat, ſie nicht zu kaufen. Da ergriff mich ein brennender Haß gegen dieſe ſchmachwürdige Schönheit — die meine nicht minder als die der Männer. Ihre ſiegesgewiſſe Lebenswürdigkeit, die unterthänige ſowohl wie die herablaſſende, erſchien mir verächtlich. Ich hatte kein kaltes Herz mit in's Leben gebracht, aber ein ſtolzes. Jezt war es verbittert und vergällt. Da trat unter all' den Anbetern endlich der von Tante Roſalie lang erſehnte reiche Freier auf. Er war allerdings weder ſchön, noch verſuchte er es, lebenswürdig zu ſein. Raſch wurde er mir widerwärtig, denn ich fühlte inſtinttmäßig: er war eine alltägliche, im Grunde gemeine Natur. Die Tante drängte. Ich erklärte ihm, daß ich ihn nicht lieben könnte. Er wollte, erwiderte er, darauf auch — vorerſt — keinen Anſpruch machen. In einem Augenblicke moralischer Ermahnung gab ich mein Jawort. Mein Bräutigam kümmernte ſich wenig um meine Stimmung. Es ſchmeichelte ihm, der wohl niemals perſönliche Erfolge gekannt hatte, mit mir zu prahlen, als ob er mich gekauft hätte, als höchſter Bieter, wie ein ſeltenes Schmuckſtück oder ein Paradeperd. Inbeſſen die Lüge, die uns verband, hielt nicht einmal bis zur Hochzeit vor. Nach ſchweren Kämpfen brach ich die Verlobung. Damit war auch mein Verhältniß zur Tante Roſalie, wenigſtens vorderhand, unhaltbar geworden. Ich hätte allein weiter wandern müſſen durch die Welt, wenn nicht meine alte Penſionsfreundin ſich in meiner Noth als echt bewieſen hätte. So kam ich in Ihr Haus.“

(Fortſetzung folgt.)



Aus allen Gebieten.

Hauswirthſchaft.

Einfache Bereitung von Eſſig aus Obſtabfällen für Haushaltungen. Kleinere Haushaltungen können ſich ſelbſt wenn ſie keinen eigenen Obſtbaum haben, ihren Eſſigbedarf in höchſt einfacher Weiſe bereiten. Man braucht dazu nur einen großen ſteinernen Topf oder ein kleines Fäßchen, in welche man die Schalen und Kernhäuſer wirft, die im Hauſe und in der Küche zur Verwendung gelangen, und dieſelben mit ſo viel kochendem

Wasser zu übergießen, daß es etwas darüber ſteht. Die nächſten Abfälle werden immer hinzugefügt und mehr heißes Waſſer nachgegoffen, bis das Gefäß voll iſt. Man bedeckt es ſorgfältig mit einem Tuche und ſtellt es bei warmem Wetter in die Sonne, bei kühlem an einen warmen Platz im Hauſe. In ſechs bis acht Wochen iſt das Waſſer zu einem vorzüglichen bernſteinfarbigen Eſſig geworden. Aus einem Fäßchen nimmt man am beſten einen der beiden Böden heraus. Wenn dieſer aber nicht geſchieht, darf jedenfalls der Spund nicht aufgeſetzt werden, die Oeffnung muß vielmehr mit einem Stück Gaze bedeckt werden, damit der Luftzutritt nicht abgeſperrt iſt. Je wärmer das Gefäß ſteht, deſto ſchneller geht die Eſſigbildung vor ſich.

Gärtnerei.

Färben von Gräſern für getrocknete Bouquets. Für die meiſten Farben müſſen die Gräſer vorher gebleicht werden. Zu dieſem Zwecke nimmt man zwei Theelöffel voll Bleichpulver (Chloralkali), ſeuchtet ihn an und zerdrückt mit einem Spatel ſorgfältig alle Klümpchen. Dann übergießt man das Pulver mit einem Liter Waſſer und ſetzt zwei bis drei Eßlöffel voll Eſſig zu, je nach der Stärke des letzteren. Man läßt dann die Flüſſigkeit, die ſtark nach Chlor riechen muß, ſich ſetzen und leiſt ſie durch einen Leinwand- oder Baumwollenſack. In dieſelbe hängt man die Gräſer ſo lange ein, bis ſie ganz oder nahezu weiß ſind. Manche ſind in einigen Minuten gebleicht, während andere ſich gar nicht bleichen laſſen. So wie ſie aufhören, ihre Farbe zu verlieren, nimmt man ſie heraus, ſpült ſie in reinem Waſſer ab und hängt ſie zum Trocknen auf. Gefärbt werden ſie wie die Blumen. Man bedient ſich dazu am beſten der Anilinſubſtanzen, die jezt überall in den Läden mit Gebrauchsanweisung vorrätig ſind. Die Blumen und Gräſer werden auf dieſelbe Weiſe gefärbt, wie Seidenzeuge und andere Stoffe. (Fundgrube.)

Gewerbliches.

Herſtellung von leuchtendem Papier. Die Leuchtmaſſe beſteht aus (Gewichtstheilen):

Doppeltchromſaures Kalium	4
Gelatine	45
Schwefelcalcium	50

Dieſe Beſtandtheile werden in völlig trockenem Zuſtande zuſammen vermahlen, bis eine innige Mengung erzielt iſt. Ein Theil dieſes gemengten Pulvers mit zwei Theilen heißen Waſſers angeſetzt und verrührt, bildet die fertige, dickflüſſige Anſtrichmaſſe. Der Anſtrich ſelbſt wird nach dem Trocknen waſſerfeſt. Von dieſer Maſſe erhält das leuchtende zu machende Papier, Karton u. dgl. einen oder mehrere Anſtriche in der üblichen Weiſe mittelſt Pinſels oder Bürſte. Würde nun nichts weiter geſchehen, ſo wäre es ſoſt unvermeidlich, daß die Dide des Anſtriches, und damit die Leuchtkraft, nicht an allen Stellen gleichmäßig ausfiel. Zur Verſteigerung dieſes Uebelſtandes läßt der Erfinder die Bogen nach jedem Anſtrich durch eine Art Kalanders oder Satinirwerk gehen, deſſen Walzen auf ſolchen Abſtand eingeſtellt, daß beim Durchgange des Bogens die aufgetragene Leuchtmaſſe zu einer überall gleich ſtarken Schichte ausgequert wird. Die Walzen u. ſ. w. mögen geheizt werden. An Stelle obigen Streichverfahrens mit der angegebenen Miſchung kann auch ein Beſtreichen, Einwalzen oder Bedrucken des Papiers oder Kartons lediglich mit Leuchtſubſtanz (Bronziten) mit Schwefelcalciumpulver treten. Hienach wird ebenfalls beſtens Ausglei chung der Leuchtſchichtbide das Papier einer Walzung oder Preſſung ausgeſetzt. Wenn in dieſem Falle die Klebſtofflöſung in Geſtalt von Figuren, Buchſtaben u. ſ. w. wie auch immer aufgetragen wurde, ſo wird natürlich das hernach aufgetreute Leucht pulver nur an den bedruckten oder bemalten Stellen haften und demzufolge eine leuchtende Zeichnung oder Schrift erzeugen.

Bilderräthſel.



Auſlösung des Bilderräthſels Seite 36:

Wer ſchilt wider Schelten,
Der will mit Schande vergehen.

Anagramm.

Der Menſch liebt ſeinen Trug und ſolgt ihm mit Haß;
Verſetzt — beherbergt es oft einen tothen Gaß.

Auſlösung des Sylbenräthſels Seite 35:

- 1) Weihnachten
- 2) Hai
- 3) Linde
- 4) Perodot
- 5) Eris
- 6) Libanon
- 7) Melanie
- 8) Horizont
- 9) Auerbach
- 10) Upmantobor
- 11) Perckall
- 12) Perceol.

Wilhelm Gauß — Vichtenſtein.

Kleine Korrespondenz.



Alter Abonnent in Hannover. Vielleicht weiß einer unserer Leser eine Fabrik für Handbretter.

Hrn. v. Lep... in G. Wir haben Ihnen jedenfalls schon antwortet. Wo nicht, wiederholen Sie die Einwendung der Kleinigkeiten.

Abonnent in Posen. Eine Weltkarte hat ein Herr Hofmann in Trier aufgestellt; sie soll große Vorzüge haben.

Abonnent in Weiskirchen. In einem ausführlichen Werke des Verfassers Martin Fries, Stuttgart, Selbstverlag, Redarkstraße 160, erhalten Sie die gewünschte Belehrung.

Hrn. F. R. Ihre Frage ist unmöglich zu beantworten, da die betreffenden Institute das nicht tun, auch die Beamten, namentlich russische und französische, uns schwerlich Rede stehen werden.

Hrn. D. Maurenbrecher in Hildesheim. Auch Briefmarken gehen für Zahlung — ob russische, wissen wir nicht; wohl kaum.

Abonnent in Bentheim. Wie Sie sehen, haben wir schon in diesem Heft Ihren Wunsch erfüllt.

Frau Mathilde B. in Darmstadt. Da haben Sie ja welche in Naumburg zum Beispiel. Vielleicht ziehen Sie aber der Abwechslung wegen Rosen, Jagdschiff oder Schwäbisch Hall, letztere in Württemberg, vor.

Hrn. G. W. in Wien. Wir glauben, das Wort „Stoppelhopper“ für junger Delinquant ist von Reuter nicht erfunden. Es ist wohl eine plattdeutsche Bezeichnung wie „Kutenteter“.

Wichtige Wlungen von Rebus, Charaden, Räthseln u. sind und zugegangen von: Frä. Rosa Herz, Ulm; Rosine Bihlidal, Prag; Bertha Hammerstein, Frankfurt a. O.; Pauline Genter, St. Gallen; Ottilie Friedberg, Stargard; Misa Bredt, Chicago; Hulda Gernheim, Baden-Baden; Hr. W. Moldauer, Wien; R. Vossler, Paderborn; E. Grenth, Berlin; J. Rang, Harburg; C. Graumann, München; C. Gröbel, Nürnberg; C. Knab, München; W. Sanger, Trier.

Frau Anna Wöhlke in Barmen. So viel wir wissen, ist in

Spiekerrooge eine sehr gute Badeeinrichtung und das Leben nicht theuer. Weg über Bremen.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Frau P. H. G. in Stettin. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, daß bei Kindern die Milchzähne carios, d. h. hohl werden. Man pflegt derartige Zähne nicht plombieren zu lassen, sondern, falls sie sehr leicht zu entfernen sind, und man nicht riskiert, den Kiefer zu verformen, sie ausziehen zu lassen, da ja für alle Fälle neue, bleibende Zähne nachwachsen. Sollte aus irgend welchen Gründen es der Arzt trotzdem für geeignet finden, die Zähne zu plombieren, so hat sich die Wahl der Plombe nach der Größe und der Konfistenz der Wände des hohlen Zahnes zu richten.

Abonnent C. D. in O. Ein Mittel, wie Sie solches zu wissen wünschen, kennen wir nicht.

Dr. Et.

Antworten:

Auf 49 (vorigen Jahrgangs): Schnelles Ausräumen von Meeresschaumwarten, wie Pfeifen, Spigen u. könnte ich als vielfach selbst erprobt empfehlen: Ein Kistchen, dessen Deckel mehrmals durchbohrt wird, wird in der Weise präpariert, daß an einer Stelle durch ein Loch der anzureichende Gegenstand gesteckt wird und zwar so, daß womöglich nur der Becher herausragt, während im Innern die Spitze u. auf einer Lage geschnittenen Heus (sogenanntes Häfjel) ruht.

A. J. Stemmer, Metan.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Hochhäuser, Roman von Hans Bodenhausen. Fortsetzung. — Englische Rosenköniginnen, von Leopold Ratsher. — Heinrich Laube. — Rorturno. — Ostel Galtan, Novelle von Rosenthal-Bonin. — Einsprüche. — Vom VII. deutschen Bundeskongress in Leipzig, von Hermann Bogt. — Wienersucht. — Ferdinand Ritter von Hochstetter, von F. v. H. — Das Kufen-schen im Gailthal (Räthel), von G. H. — Am Teiche, eine Geschichte aus den Märchen von Ludwig Freiherrn von Ompferdo. Fortsetzung. — Aus allen Gebieten. — Bilderzählung. — Anagramm. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Eine Wasserpartie. — Bilder vom VII. deutschen Bundeskongress in Leipzig, Originalzeichnung von F. W. Heine. — Rorturno, Gemälde von H. de Madras. — Heinrich Laube. — Ferdinand von Hochstetter. — Das Kufen-schen im Gailthal (Räthel), Zeichnung von Franz von Pausinger. — Wienersucht, nach einer Skizze von G. Amiatowski.

Einladung zum Abonnement auf

Illustrierte Romane aller Nationen.

Unterhaltungsblätter für Jedermann.

Fünfter Jahrgang 1885.

Preis in wöchentlichen Nummern von je 2 Bogen
nur M. 1. 25. pro Quartal.
Preis in vierzehntägigen Heften von je 4 Bogen
nur 20 Pfennig pro Heft.

Dieser neue fünfte Jahrgang beginnt mit:

Hermione. Roman von Emile Richebourg. Autorisierte Uebersetzung von August von Schmidt, und
Der Stern seines Lebens. Roman vom Verfasser von „Die Schönste von Allen“. Autorisierte Uebersetzung von A. Menade Passow.

In den Höhen und Tiefen der Gesellschaft spielend und durch die brillante und farbenreiche Schilderung des Lebens in England, Frankreich und Rußland fesselnd, ergreifen beide Romane durch die ganz ungewöhnliche Spannung, welche den Leser von Blatt zu Blatt mit sich fortzieht, während das Herz durch des Schicksals wunderbare Fügungen in die tiefste Mitleidenschaft gezogen wird.

In gleicher Weise sind die zunächst folgenden Romane: „Die Fein“, aus dem Russischen des Grafen von Salisch, „Das Geheimniß des Titan“, aus dem Französischen des Kavier de Montepin, und „Auf goldenen Schwingen“, aus dem Englischen des William Howells, vom beständigsten Zauber fähiger Erfindung und geistvoller Darstellung, so daß wir selbst unsere Freude bei dem Gedanken haben, welche Freude wir Anderen damit bereiten werden!

Man abonniere auf den soeben beginnenden fünften Jahrgang der „Illustrierten Romane aller Nationen“ bei der nächsten Buchhandlung oder dem nächsten Postamt. Die Postämter nehmen jedoch nur Abonnements auf die Heft-Ausgabe entgegen.

Das erste Heft liegt in jeder Buchhandlung auf und wird von ihr auf Verlangen zur Ansicht in's Haus gesandt.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt

normalis Eduard Hallberger.

In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig die fünfte Auflage und in Verbindung damit eine neue Subskription auf

Shakespeare's sämtliche Werke.

Illustrierte Pracht-Ausgabe.

In 60 elegant broschirten Lieferungen von je 4—5 reich illustrierten Bogen zum Preise von 50 Pfennig pro Lieferung.

Alle vierzehn Tage gelangen eine bis zwei Lieferungen zur Ausgabe. Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese neue Subskription entgegen und sendet auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht in's Haus.

Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Schwarz Satin merveilleux (ganz Seide) **Mf. 1.**
90 Pf. per Meter bis Mf. 14. 65 Pf. (in 16 verschied. Qual.) befindet in einzelnen Rollen und ganzen Stücken sofort in's Haus das Seiden-Fabrik-Depot von G. Henneberg (Rödingl. und Ralher, Postfach) in Jülich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto nach der Schweiz.

27 Medaillen.
Gebrüder Stollwerck, Köln.
26 Hofdiplome.
Chocoladen & Cacao's,
Zuckerwaaren- & Biscuit-Fabrik, Traganth-Waaren u. conservirte Früchte. Chines. Thee's, Japan. Waaren.
Dampf- & Maschinen-Betrieb von 350 Pferdekraft, eigener Maschinen-Werkstätte, Buchdruckerei mit Stereotypen, Kienporei, Gas-Anstalt &c. ist es das ausgedehnteste Etablissement der Branche im Deutschen Reich mit größtmöglicher Leistungsfähigkeit.

Zwanzigjähriger Erfolg!
Das bis jetzt bekannte einzig wirkliche sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist Professor Dr. Modeni's
Bart-Erzeuger.
Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb 4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jahren. Absolut unschädlich für die Haut. Discretester Versandt, daher keine Veröffentlichungen von Attesten. Flacon 2 Mk. 50 Pf. Doppel-Flacon Mk. 4. Allein echt zu beziehen von Giovanni Borghi in Köln a. Rh. Eau de Cologne- und Parfümeriefabrik.

Emser Catarrh-Pasten.
Mit den natürl. Salzen der Emser Heilquellen bereitet. Vorzügl. bewährt bei allen Catarrhen des Halses und der Athmungsorgane. Preis per Schachtel 75 Pf.
Zu haben in den Apotheken. Versandt in jeder beliebigen Quantität durch die Emser Catarrh-Pasten-Fabrik in Bad-Ems.

Spezialarzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Leipzigerstr. 91. Heilt auch brieflich alle Arten von **Kuierleiden, Frauen- und Hautkrankheiten, sowie Schwäche, Rückenmarksleiden, Nervenzerrüttung, selbst in den hartnäckigsten Fällen mit sicherem und schnellem Erfolge.**

See- und Soolbad Colberg
ist der einzige Kurort der Welt, der gleichzeitig See- und natürliche Soolbäder bietet. — 1883: 6256 Gäste. — Vortreffliche Badeeinrichtungen. Reisende-Rage inmitten der schönsten Parkanlagen und Wälder, unmittelbar am Meer. Geheiter Comfort (Theater, Concerte, Seefahrt u.). Die zweite Saison hat begonnen und hegen zahlreiche Wohnungen zur Verfügung. Die Bade-Direktion ertheilt gratis jede Auskunft.

Harzkäse, echte, grosse, fein und pikant, Postkarte, 8 Pf. Inhalt M. 3.60 incl., franco gegen Nachnahme.
Herm. Kasties jun., Harzburg.

Musikalien-Verlag
der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

Classiker-Pracht-Ausgaben: **Beethoven's** sämtliche Sonaten. 4 Bände, à Band M. 4. 50. — **Clementi's** ausgewählte Sonaten. 2 Bde., à Bd. M. 5. — **Haydn's** ausgewählte Sonaten. 2 Bde., à Bd. M. 3. 50. — **Mozart's** sämtliche Sonaten. 3 Bde., à Bd. M. 4. 50. — **Weber's** Kompositionen für das Pianoforte. 2 Bände, à Bd. M. 4. — **Reiser, Kinder-Klavierschule.** I. Abthlg. M. 2. 50. II.—IV. Abthlg. à M. 3. — **Eichter, Kinderlieder.** 4 Abtheilungen à 75 Pf. — **Eichter, Die schönsten Choral-Melodien.** 75 Pf. — **Eichter, Neue Auswahl der schönsten Choral-Melodien.** 75 Pf. — **Kuhe, Le feu follet.** M. 1. 50.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.

ARGOSY BRACES

In jeder Herren-Modewaarenhandlung der Welt zu haben.

Dieselben sind elastisch, ohne Gummi zu enthalten, und schmiegen sich jeder Bewegung des menschlichen Körpers an. Die einzigen Hosenträger, mit denen es unmöglich ist, einen Knopf abzureissen.

WARNUNG! Irgend welche Hosenträger, an denen Knopflöcher aus Schnüren angebracht sind, werden als eine Verletzung des Argosy-Patentes betrachtet, und die Verkäufer werden gewarnt, sich mit solcher Waare zu befassen. Es würden sofort Schritte eingeleitet werden, um die legalen Rechte zu wahren. Eine Verurtheilung ist bereits beim Berliner Criminalgerichte bewirkt worden.

Aleingige Agentur für den Argosy-Verkauf der Argosy Braces in Hamburg: Zollvereinsniederlage, Wilhelmstr. 38.

Sind die besten Hosenträger der Welt.

Schön, leicht, schritt
Probation
PROBE-
Lection
für
Deutsch
Lernen
auf leicht
Adressen Sie
wie folgt:
Erstes kaiserliches
Unterrichts-Institut
Abtheilung für
brieflichen Unterricht in WIEN.

Der den Werth 144
weisser Zähne, reinen Teints, vollen Haares, glänzend. Nägel
zu schenken weiß, der findet in Apotheker Kühne's wissenschaftlicher Brochure den besten Rath. Gegen Einsendung von 50 Pfennig Briefmarken (verschl. 70 Pfennig) franco zu beziehen von Georg Kühne, Dresden-Neust.

10 % Provision 10 %
Agenten u. Reisende f. Koffer u. Private
suchen
Emil Schmidt & Co., Hamburg.

Doornkaat,
alter Wacholderbrandwein officiell anerkannter Brennart, in Originalflaschen à M. 1. 50 Pf. ob Dresden, ein der Verdaulichkeit höchst zuträgliches Getränk, empfiehlt die Dampfzucker- und Branntwein-Fabrik
Woldemar Schmidt, Dresden
gegründet 1843.

Probate Spezial-Rezepte
für Glanzwische, Wogen- und Maschinenfett, Lack, Firnis, Farben, Linsen, Leim, Kitt, Cement, Seifen, Parfüm, Räucherkerzen, Schreibmaterial, u. dergl. chemisch-technische Fabricate nach neuester Praxis ertheilt billig
Erwerbs-Katalog für Jedermann gratis u. franco.
Wih. Schiller & Co., Berlin O.
Hörsing'sche Buchhandlung.

Sanjana
Heilmethode
großartige und glänzende Erfolge in der Behandlung sämtlicher Blat- und Hautkrankheiten (Psoriasis), Hals- und Lungenleiden (Tuberculosis), Gicht und Rheumatismus, Neuralgie und Migräne, Epilepsie, Benommen, Magen- und Leberleiden, nervösen Schwächungen, Hämorrh. und Bluten durch die Specifica der Sanjana Company.

Williges, beides und sicheres Heil-
verfahren, welches überhaupt existirt.
Kein Kranter gebe die Hoffnung auf, selbst wenn alle anderen Mittel fehlschlagen, sondern wende sich an den Secretair der Sanjana Company Prinzenstrasse 92 Berlin.

Trunksucht
ist heilbar, wie gerichtlich untersucht und eidl. erhärtete Zeugnisse beweisen.
Am 24. Mai 1884 schreibt erst wieder Herr Walter J. in Z.: „Tausend Dank für die so schnelle Wirkung Ihres Medicaments.“
— Nähere Auskunft ertheilt nur allein Reinhold Reichlaff, Fabrikant in Dresden 10 (Schlesien).

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
124 Leipziger Str. 124